

# VERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

**Inhalt:** Berühmte Künstler. Porträts mit Text von H. Ehrlich. — Edelwild. Eine Erzählung von Ida Boh-Ed. (1. Fortsetzung). — Die Sommerwohnung. Geständnisse des Professors. Von Emil Beschlau. — Kasenthrüftück. Nach dem Gemälde von Jul. Adams mit Gedicht von Joh. Trojan. — Eine Wanderung durch die Budapester Laubesaustellung. Von Janka Wohl. I. — Hochsommer-Wochen (mit Beschreibungen). — Russische Küche. Von Anton Obrenovitsch. — Die Dame als Reiterin. Von R. v. Steinheim. II (mit Initial und 3 Illustrationen). — Aus der Frauenvwelt. — Wirtschaftsplaudereien (mit 2 Abbildungen). — Zauberherze für den Familienkreis: Aus der vierten Dimension à la Mr. Slade. — Zum Raten für Alt und Jung: Schach, Rebus und Aufgaben. — Korrespondenz. — Bezugsquellen.

## Berühmte Künstler.

Mierzwinski, Niemann, Göze.

Drei bedeutende Tenoristen stehen hier im Bilde nebeneinander; ihre Kunstleistungen aber stehen jede auf einem anderen Höhepunkte. Und nur die Ähnlichkeit bieten diese merkwürdigen Erscheinungen, daß jeder von ihnen vom Hause

gebildet haben. In Dessau, wo er 1849 in unbedeutendsten Rollen wirkte, versuchte er als Chorsänger seine Einkünfte ein wenig zu verbessern. Seine Stimme erregte die Aufmerksamkeit des Hofkapellmeisters Friedr. Schneider, und er munterte ihn auf zu musikalischen Studien. Ein Baritonist Busch gab dem jungen Maschinenbauer, Statisten und Choristen, den ersten Gesangsunterricht; ob er wohl ahnte,

er manchmal im Kiedel'schen Chore mit, pausierte drei Jahre und wirkte erst nach dem Stimmwechsel als Tenorist weiter. Im Jahre 1876 wurde er Soldat, sang aber hie und da in Gesellschaften. So hörte ihn der Gesanglehrer Prof. Scharf aus Dresden und erklärte ihm sofort, daß seine Vocatur das Theater sei. Aber der junge Soldat setzte nicht viel Hoffnung in diese Laufbahn und seine Eltern gar



Ladislaus Mierzwinski.

Albert Niemann.

Emil Göze.

aus nicht zum Musiker bestimmt war, daß ein jeder von ihnen eigentliche musikalische Schulstudien gar nicht betrieben hat, und erst durch Fleiß, Energie und Nachdenken zu den großartigen Leistungen und entsprechendem Ruhm gelangt ist.

Wir beginnen mit Albert Niemann, dem ältesten, am längsten Wirkenden der drei. Er ist im Januar 1831 zu Erleben bei Magdeburg geboren und sollte Maschinenbauer werden, hat auch zuerst als Schlosser gearbeitet. Aber die Mittellosigkeit der Eltern erlaubte ihnen nicht, dem Sohne eine Unterstützung für eine höhere Fachbildung zu gewähren. Er hätte auf der niederen Stufe des Handwerkers bleiben müssen. Da versuchte er denn sein Glück beim Theater als Schauspieler. Wahrscheinlich hat er als solcher nicht sehr Bedeutendes geleistet; sicher ist jedoch, daß diese ersten Versuche die Grundlage seiner so hohen Darstellungskunst

gebildet haben. In Dessau, wo er 1849 in unbedeutendsten Rollen wirkte, versuchte er als Chorsänger seine Einkünfte ein wenig zu verbessern. Seine Stimme erregte die Aufmerksamkeit des Hofkapellmeisters Friedr. Schneider, und er munterte ihn auf zu musikalischen Studien. Ein Baritonist Busch gab dem jungen Maschinenbauer, Statisten und Choristen, den ersten Gesangsunterricht; ob er wohl ahnte,

er manchmal im Kiedel'schen Chore mit, pausierte drei Jahre und wirkte erst nach dem Stimmwechsel als Tenorist weiter. Im Jahre 1876 wurde er Soldat, sang aber hie und da in Gesellschaften. So hörte ihn der Gesanglehrer Prof. Scharf aus Dresden und erklärte ihm sofort, daß seine Vocatur das Theater sei. Aber der junge Soldat setzte nicht viel Hoffnung in diese Laufbahn und seine Eltern gar

keine; sie wehrten sich so lange gegen des Sohnes Übergang vom ehrfamen Kaufmannstande zum „Komödianten“, bis der Hofintendant von Dresden, Graf Platen, sich für den jungen Soldaten-Sänger interessierte, und beim König seine Versetzung nach der Hauptstadt erwirkte, wo er Vormittags den Dienst versah (der wohl nicht zu anstrengend gewesen sein wird) und Nachmittags bei Prof. Scharf studierte. Im Jahre 1878 ward er von weiterer Militärpflicht befreit und am Hoftheater angeworben, vorläufig für kleinere Tenorpartien. Im Jahre 1881 ging er als erster, glänzend honorierter Tenor an das Kölner Stadttheater, wo er noch jetzt wirkt.

Von Ladislaus Mierzwinski ist in den verschiedenartigsten Blättern verschiedenartiges erzählt worden; wir wiederholen hier, was uns der Künstler und sein „Impresario“ mit-

geteilt haben. Mierzwinski ist Anfang der fünfziger Jahre in Warschau geboren, sollte Architekt werden, kam in politische Unterdrückung und in dreijährige Haft. Da geriet er auf den Gedanken, seine Stimme, die er hier und da als Dilettant mit Glück hatte vernehmen lassen, nunmehr als Sänger von Fach zu verwerten. Er ging nach Italien, studierte dort unter berühmten Lehrern, erhielt aber von ihnen durchaus keine aufmunternden Urteile. Er ließ sich nicht abschrecken, arbeitete mit eisernem Fleiße weiter, trat zuerst auf kleinen Bühnen in kleineren Rollen auf, ohne besonderen Erfolg — bis er endlich in der großen französischen Oper als Vasco in der „Afrikanerin“ einen glänzenden Sieg errang, dem andere immer glänzendere in den italienischen „Stagione“ in Paris, London, Petersburg folgten; dann sang er in Wien und Berlin italienisch, während die Umgebung deutsch blieb. Er ist jetzt als der bedeutendste italienische Tenorist anerkannt.

Ein Vergleich der künstlerischen Leistungen der Genannten führt zu folgenden Betrachtungen: Niemanns Stimme war in früheren Jahren und ist noch heute an „guten“ Abenden die männlichste, so zu sagen heroischste, schon durch die Klangfarbe, die eigentlich mehr die des Bariton-Tenors ist; die Gözes ist die frischeste, die unmittelbarste und metallreichste; die von Mierzwinski ist die sorgsamst und nach allen Seiten ausgebildete, aber hinsichtlich der ursprünglichen Begabung bestimmt die wenigste reiche. Der Tonansatz war bei Niemann von jeher ein, wenn auch nicht mühsamer, doch gewissermaßen langsamer, aber immer sicherer, bei Göze ein ungemein leichter; die Töne quellen ihm aus der Brust hervor. Mierzwinskis Tonansatz ist im Anfang mühsam und sehr oft ganz unsicher, wird aber im Laufe der Vorstellung immer reiner und stärker, bis die Stimme in den Momenten höchster Erregung eine ganz ungeahnte Kraft, Ausdauer und Ausdehnung entwickelt. Was die „Schule“ betrifft, d. h. dasjenige was regelrecht aus dem Unterrichte des Lehrers gelernt wird, so kann man wohl sagen, daß alle drei nicht geschulte Sänger sind; hinsichtlich der musikalischen Bildung stehen Göze und Niemann unendlich weit über Mierzwinski, der über den Theatergesang nicht hinauskommt. Göze hat schon als Soldat in Oratorien mitgewirkt, Niemann ist bekannt um des merkwürdigen Vortrags seiner Lieder willen, Mierzwinski singt in Konzerten nur Operarien oder Romanzen, die nicht den mindesten musikalischen Wert bieten. In der Auffassung steht Niemann insofern am höchsten, als er leidenschaftlich erregbare Natur mit einem grübelnden Geiste vereinigt, der immer nach neuem innern Momenten sucht, d. h. nicht nach solchen, die äußern Beifallseffekt erzeugen, sondern nach solchen, die der Rolle ein schärferes, charakteristischeres Gepräge geben. Göze singt mit warmer, frischester Empfindung, man hört ihm so recht an, wie es ihm Freude macht, so schön zu singen und recht viel verdienten Beifall zu gewinnen. Mierzwinski singt nicht einen Ton, der nicht von vornherein auf den Effekt berechnet wäre; aber man muß ihm zugestehen, er bringt auch Effekte zuwege, die von anderen früher nicht gehört worden sind. Seine Koloratur, sein Triller, und auch der leidenschaftliche Vortrag hochdramatischer Stellen sind von seltener Art. Er erzeugt im Hörer das Gefühl, daß hier eine ganz ungewöhnliche Energie sich musikalisch äußert. Er hinterläßt wohl nie so tiefen künstlerischen Eindruck wie Niemann (vorausgesetzt daß dieser gut bei Stimme ist), nicht eine so erfrischende, nachhaltig freundliche Stimmung wie Göze, aber man denkt an ihn zurück als an eine außerordentliche Erscheinung. Und weil uns gerade das Wort „Erscheinung“ in die Feder geflossen ist, so möge hier noch angefügt werden, daß bezüglich der äußeren Erscheinung wir die Niemanns als eine künstlerisch männliche, die Gözes als eine bezaubernd lebenswürdige und die Mierzwinskis als eine sehr interessanter bezeichnen möchten.

Es ließe sich allerdings noch sehr viel sagen über die Eigentümlichkeiten jedes Einzelnen, dann aber müßten wir eine lange, sehr ausgedehnte Studie schreiben mit Rückblicken auf die Entwicklung des Gesanges überhaupt, während wir doch nur eine biographisch vergleichende Skizze den Bildnissen beifügen haben.

H. Ehrlich.

## Edelwild.

Eine Erzählung von Ida Boy-Ed.  
(1. Fortsetzung von Seite 267.)

Wie frisch war der Wind, er saulte förmlich durch die Tannen am Felsenabhang. Auf der Landstraße, die sich wie ein helles Band am Ufer hinzog, lag greller Sonnenschein. Ottilie schritt munter fürbaß, ihren Regenschirm wie einen Stab benutzend. Nun drängten sich schon zwischen Straße und Ufer Tannen. Der Weg ging sacht bergan, aus dem Walde links kam ein wildes Gebirgswasser und stürzte sich, unter der Holzbaude hinweg, in das Gehölz zur rechten. Am Brodeln und Rauschen vernahm man, daß es sich unfern in den See warf. Und als der Weg sich in starker Biegung ganz nach links wandte, ward zugleich für den Blick eine Wiese und davor ein städtisch gebautes weißes Haus frei, das Forsthaus am Kesselberg. Ottilie ließ einen Juchzer erschallen, dem man die ungeübte, weibliche Kehle sofort anhöre, denn er glich mehr einer gesungenen Klangfigur. Dann klopfte sie mit ihrem Regenschirme stark auf den Holztisch vor der Thür, der, sowie die Inschrift über der Hausthür, kund that, daß das Forsthaus zugleich Wirtshaus und Pensionat sei. Am Fenster nächst der Hausthür erschien ein Frauenkopf. „Hurrah!“ rief Ottilie.

Im Hause entstand großes Lärmen und vier oder fünf Personen stürzten jubelnd heraus. —

Von quälenden Gedanken gemartert, saß Frau Marianne unterdessen unbeweglich noch an demselben Platz. Sie dachte sich in die Seele ihrer jungen Tochter hinein, zählte sich alle Ansprüche her, die Ottilie etwa machen könne und fand sie alle gerecht und doch alle wie Pfeile gegen ihr eigenes Herz gerichtet. Und wenn nun Lothar käme und Ottilien beistünde — welche Gründe, welche Ausflüchte finden? Nur Eins schien tröstlich: vor Lothar selbst bedurfte sie keiner Ausflüchte, er wußte alles. Und sie wußte, trotzdem würde er Ottilien in dem Wunsche, die Welt kennen zu lernen, bestärken.

Anna trat herein, sie trug eine Karte in der Hand und machte ein wichtiges Gesicht.

„Der Herr, mit dem Fräulein Ottilie das Abenteuer gehabt,“ sagte sie. „Ist das aber ein komischer Mensch! stumm ist er in die Hausthür getreten, stumm hat er mir die Karte gegeben, als müßte ich von selbst wissen, daß er der gnädigen Frau Aufwartung machen wolle. Kann ich ihn eintreten lassen?“

Mariannen schwindelte, mit großen Augen sah sie auf die Karte, aber die Buchstaben verschwammen vor ihrem Blick. Sie nickte. Anna ging hinaus.

Marianne erhob sich, schritt etwas vorwärts gegen die Mitte des Zimmers und blieb da wie gelähmt stehen, denn die Thür that sich auf und zögernd kam ein bleicher, blonder Mann herein. Sie blieben sich wohl eine Minute lang stumm einander gegenüber stehen, Marianne hielt den traurigen Blick mit dem Ausdruck fragender Verwunderung in sein oft ausweichendes, helles Auge versenkt.

„Sie wagen es, noch einmal vor mich hin zu treten? Sie? Und wozu?“ begann Marianne halb laut.

„O theure Frau!“ rief er und ergriff ihre kalte Hand, um sie mit Ehrfurcht zu küssen, „ist Ihr Gedächtnis so grausam, Ihr Zorn so unauslöschlich, daß auch heute noch... War ich zu verzeihen, wenn ich, oft von Ihnen träumend, Sie mir verfehlt dachte? Ja, ich gesteh's, in manchen Stunden trat mir die Schamröte in das Antlitz, denn ich stellte mir vor, Sie — Sie könnten gar — lächeln in Erinnerung an den Knaben und könnten wähen, daß seine Leidenschaft nur thörichte Überpantheit war. Bedarf der Ausbruch jenes Augenblicks noch der Verzeihung, o, so verzeihen Sie mir! Dem Verbrecher, der minderjährig ist, erläßt man die Strafe und ich — ich war doch minderjährig. Denn vermag man mit zweiundzwanzig Jahren schon seine Leidenschaften zu zügeln? War es so ganz unverzeihlich und unbegreiflich, einmal von der wahnsinnigen Glut in meinem Herzen zu reden?“

Marianne wich zurück, das Auge immer starrer auf ihn richtend.

„So wissen Sie gar nicht, was nachher geschah?! So ist zu Ihnen, gerade zu Ihnen keine Kunde von dem Gedrungen, was sich die Späßen auf den Dächern erzählen, wo immer ich mich auch blicken lasse?“

Sie lachte auf. Es war ein sehr bitteres Lachen, das ihm das Herz zerschnitt.

„Nein!“ sagte er gepreßt. „Ich weiß nur dies, daß als ich ruhelos Abend um Abend Ihr Haus umschlich, nur um etwa Ihren Schatten hinter den Gardinen zu sehen, ich unsäglich glücklich in dieser stummen und von Ihnen vielleicht nicht geahnten Verehrung war. Ich sage: vielleicht! denn oft, Marianne, wenn wir uns in Gesellschaften trafen, oft ruhte Ihr Auge mit Teilnahme auf mir.“

Marianne schlug die Hände vor ihr Angesicht.

„Und dann weiß ich,“ fuhr er mit wachsender Aufregung fort, „daß ich eines schönen, schwülen, blumendurchdufteten Sommerabends Ihr ganzes Haus im Dunkel liegen sah, daß ich es wagte, mich in den Garten zu schleichen, daß ich plötzlich Sie auf der offenen Veranda entdeckte. Warum allein in der dunklen Nacht — ich fragte mich nicht, ich dachte nicht, daß Sie etwa die Heimkehr Ihres Gatten erwarten mochten, ich war von dem fanatischen Wahn erfüllt, Sie seien um meinetwillen da. Und ehe noch von Ihren Lippen ein Schreckensruf über den nächtlichen Eindringling kommen konnte, lag ich zu Ihren Füßen, küßte Ihre Hände...“

Die Erinnerung erschütterte ihn, seine Phantasie ward erregt; er fühlte in diesem Augenblick genau dasselbe wie damals und ihm war's, als wollten seine Kniee brechen, als müßte er wieder zu ihren Füßen sinken. Ein fahles Rot zog über seine blassen Wangen und blieb da haften.

„Und da,“ vollendete Marianne mit grausamer Härte, „kam mein Gatte und hieß Sie im rasenden Zorne, sich nimmer wieder in meine Nähe zu wagen. Als er am nächsten Morgen zu Ihnen schickte, waren Sie — abgereist.“

„Marianne!“ rief Lindström außer sich, „halten Sie mich wirklich für feige? Haben Sie es nicht herausgeföhlt, daß ich mich mit Ihrem Gatten nicht schlagen konnte und wollte? Sollte er mich, oder ich ihn töten? Gleich entsetzlich Weides für Sie! Lieber den Verdacht der Feigheit auf mich laden.“

Sie nickte traurig vor sich hin.

„Ich verstehe,“ sagte sie etwas milder; „aber wissen Sie, was dann geschah?“ Sie trat an ihn heran und erzählte fast raunend, den Kopf nahe zu ihm geneigt: „Der Vorfall war nicht unbemerkt geblieben. Nachbarn oder Dienstboten — Wände reden — was weiß ich — in der Gesellschaft ging ein Flüstern um. Ich hörte es hinter mir. Als dann Ihre Abreise ruchbar ward, wuchs das Flüstern zum Gespräch. Man glaubte mich mit Ihnen im Einverständnis. Ich las in den Augen aller, was sie Arges dachten, ich sah die schändliche Verleumdung auf allen Lippen. Es fehlten auch nicht die guten Freundinnen, die mir alles zutrug. Nur

mein edler Gatte ahnte lange nichts. Nach einigen sanften Vorwürfen, daß ich Ihrer jugendlichen und für jedermann offenkundigen Schwärmerei nicht von vornherein mit schroffer Kälte begegnet, daß ich mir diesen peinlichen Auftritt hätte also ersparen können, ging er über den ganzen Vorfall hinweg. Der Winter kam, es fiel ihm auf, daß wir nicht wie sonst mit Einladungen überhäuft wurden. Er sprach auch oft über kühles Begegnen seitens seiner Kameraden. Ich, ach, ich wußte, was da herankroch. Wir gaben Einladungen zu einem größeren Abendfest aus. Wir sahen von den Geladenen nur den vierten Teil bei uns, die Anderen hatten abgelehnt. Zorn und Pein beängsteten das ehrliche Herz meines Gatten. Ich wagte nicht, ihm zu sagen: es gehen heillose Gerüchte um, wir sind verfehmt. Aber mein Gatte provozierte nächsten Tags im Offizierskasino von einem Kameraden eine Erklärung über die Absage. Seine Frau habe nicht gewollt, hieß es. Weshalb nicht? Laß dich verzeihen, armer Drost, hieß es als Antwort. Und da forderte mein Gatte, im Namen der Kameradschaft, die Wahrheit.“

Mariannens Stimme versagte ihr. Sie sank in den nächsten Sessel. Doch als Axel Lindström ihre Hände ergriff und vor ihr niederkniete, faßte sie sich und sprach leise weiter: „Und mein Gatte, der sein Weib unschuldig, schmachvoll verleumdet wußte, mein Gatte warf seinen Degen zum Schutz auf meine Ehre; er forderte den, der ihm, ich weiß es, sehr unfreiwillig, zum Interpreten der öffentlichen Stimme geworden. Am nächsten Morgen brachte man meinen Gatten mit einer Todeswunde ins Haus. In der Nacht war er verstorben.“

Der knieende Mann zuckte zusammen und legte sein Gesicht auf die Lehne des Sessels, in dem Marianne lag. Ein leises Stöhnen kam von seinen Lippen.

„Nun ward das verleumderische Gespäch zum entsetzlichen Geschrei. Aus dem namenlosen Unglücke wuchs neue Lügenaat. Ich war ihnen allen eine Verworfenne. So viel Nahrung hatten ihre gierigen Zungen seit langem nicht gehabt. Niemand gab sich Mühe, mir die Verachtung zu verhehlen. Meinem Kinde sagten die Spielgefährtinnen auf der Promenade: ‚ach du, unsere Mama hat's verboten, mit dir sollen wir nicht mehr spielen.‘ Ich floh aus der Stadt. In einem freundlichen Städtchen Thüringens siedelte ich mich an, still meinem Gram lebend. So verstrich fast ein Jahr. Eines Tags sah ich auf einem Spaziergange ein Gesicht, das mir bekannt schien. Ich mußte es in unserem früheren Aufenthaltsorte gesehen haben, jedenfalls aber gehörte es nicht unserm damaligen Gesellschaftskreise an. Bald darauf kommt meine Jungfer in das Modemagazin des Städtchens; als sie Waren für mich fordert, fragt die neue Verkäuferin: ‚Nun, wird Frau von Drost jetzt ihren schweidischen Baron heiraten? das Hindernis ist ja beseitigt.‘ Meine Jungfer erzählt mir das ahnungslos. Was soll ich alle peinlichen Kleinigkeiten erzählen, genug, binnen weniger Zeit wußte man im Städtchen meine Geschichte.“

„Marianne,“ rief Lindström, „nicht weiter, nicht weiter!“ „Da dachte ich,“ sprach Marianne tonlos, mit einem öden Lächeln auf den bleichen Zügen, „daß in einer kleinen Stadt sich immer Jeder zu viel um den Andern kümmert und daß eine junge, reiche, alleinstehende Frau stets da am meisten der Beobachtung ausgesetzt sein muß, wo eine Erscheinung ihrer Art die einzige ist. Wir zogen also in eine große, ausländische Stadt. Ich ging nach Florenz. Neue Lebensfreudigkeit kam über mich in dem lachenden Italien. Ruhiger betrachtete ich das Vorgefallene. Das stolze Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit hob mich, und ich begann mich, daß ich erst fünfundzwanzig Jahre alt sei. Durch meinen Bankier kam ich mit der florentinischen Gesellschaft in Verbindung. Mein adeliger Name, mehr noch mein Reichthum öffneten mir die ersten Kreise. Ich fing an, zu vergessen. Da — da ging eines Tags das alte Gespäch um. Jemand hatte Bekannte in Deutschland, in der nämlichen Stadt, wo mein Mann garnisoniert gewesen war. Dieser Jemand hatte vollkommen harmlos von der deutschen Dame berichtet, die man zur Zeit in der Florentiner Gesellschaft verhätschelte, meinen Namen genannt — die Antwort, die erfolgte, läßt sich denken. O, die Welt ist sehr klein und die ganze Welt hat nur eine Gesellschaft.“

„Und ich, und ich war die Ursache!“ stöhnte er.

Marianne erhob sich wieder, die stille Qual in ihrem Gesicht verwandelte sich in flammenden Zorn.

„Da hatt' ich genug!“ rief sie, „da floh ich hierher und trennte mich von meinem Kinde, damit es harmlos seine Jugend genieße. Vergebens! Die Menschen mit den giftigen Zungen verfolgen mich, ich bin das Edelwild, das sie zu Tode jagen wollen. Dich aber frag' ich, Mann des Unglücks, was trittst du abermals in mein Leben? Fühlst du nicht, daß ein Weltmeer noch zu geringer Raum zwischen uns ist?“

Hestig trat sie an das Fenster und lehnte ihre Stirn gegen die kalten Scheiben. Lange blieb es still im Zimmer. Dann sagte Axel Lindström sanft: „Wollen Sie mich hören?“

Sie drehte sich um; er stand hinter ihr und seine Blicke zogen an ihr vorbei, über den See hinaus.

„Ich könnte alles wiederholen, was ich vorhin gesagt,“ begann er, „denn meine That bleibt nach wie vor die knabenhafte, verzeihliche. Wenn immer die Folgen erst den Wert einer That ausmachen sollten, so könnte man die Gerechtigkeit nur gleich aus der Welt jagen. Ich fühle, daß Sie mir verzeihen können und dürfen. Aber ich fühle auch, daß ich dennoch Unendliches an Ihnen gut zu machen habe. Freudig gäbe ich mein Leben hin, um das Ihrige zu klären, freudig würfe ich mich einer Feindeschar entgegen, um Sie zu verteidigen. Aber die Feindeschar, welche Sie bedroht, ist wesenlos, unverwundbar und nicht durch gewöhnliche Mittel, ja, vielleicht gar nicht aus dem Felde zu schlagen. Dennoch drängt es

mich, mehr zu thun, als Sie zu beklagen. Lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen. Hier gährt es von gewaltigen Entschlüssen." Er legte die Hand auf die Brust.

Marianne lächelte. Dies Lächeln erschien fast, wie das eines Starren, der über einen Schwachen lächelt.

„Und daß ich Ihre holde Tochter traf, ja daß sie mich mit der göttlichen Harmlosigkeit eines Kindes zuerst anredete, lassen Sie dies auch Ihnen ein Zeichen sein, daß unsere Wege nicht bestimmt sind, sich feindlich zu kreuzen. Ich bleibe einige Zeit hier; gestatten Sie mir, zuweilen Ihr Haus zu betreten.“

„Ottile würde stutzig werden, wenn ich es verböte,“ sagte Marianne grübelnd. „Verlassen Sie Kochel, oder gestatten Sie mir frei, daß Sie es um meinwillen aufsuchen.“

Axel Lindström erglühete.

„Also die Wahrheit!“ sprach er hastig, „es ist diese: ich floh vor Ihrem Namen! Von Ihrer Anwesenheit hier hatte ich keine Ahnung, was Sie daraus entnehmen dürfen, daß ich bereits zwei Jahre in München lebe. Meine Beschäftigungen bringen mich in häufige Berührung sowohl mit akademischen als auch mit Künstlerkreisen. Ich hörte vor einiger Zeit, daß ein Herr von Droste als Professor an die Universität berufen ist, ich entsann mich, daß ein Stiefbruder Ihres Vaters damals Dozent war und fürchtete, ich weiß nicht weshalb, Sie könnten in seiner Begleitung sein und — ich glaubte mich noch immer nicht gefaßt, Sie zu sehen, glaubte, die alte Leidenschaft ganz lebendig. Ich beschloß, auf einer Tour durchs Gebirge Sammlung zu fernerer Entschlüssen zu suchen, und — komme in die Gesellschaft Ihrer Tochter!“

„Verlassen Sie Kochel!“ wiederholte Marianne herb.

„O teure Frau!“ rief er, „besinnen Sie sich. Sie zeigen mir den ganzen Abgrund eines Glücks, dessen erster Urheber ungewollt, Gott weiß es, ungewollt ich war und ich soll nicht einmal versuchen, zu helfen! Ich kehre in mein Dorfwirthshaus zurück, ich werde dort warten, zwei, drei — acht Tage, ob Sie mir nicht doch gestatten, Sie und Ihre Tochter noch zu sehen.“

Er ergriff die herabhängende Hand Mariannens zum zweitenmal und küßte dieselbe mit Inbrunst. Dann ging er mit geneigtem Kopf zur Thür hinaus. Marianne aber wanderte lange und nachdenklich auf und ab. Ihr war leichter im Gemüt und sie fühlte sich lebhafter in allen Bewegungen. War es von der Wohlthat, sich endlich, nach langen Jahren ausgesprochen zu haben, ein Trost, den sie oft gramvoll gesucht?

Der Baron Axel Lindström schlug die Straße nach dem Forsthaufe zum Keßelberg ein, die ihn, wie man ihn bedeutete hatte, in ihrem weiteren Lauf steil bergan und endlich zum Walchensee führen werde. Bis zur Fassungslosigkeit erregt durch die Unterredung mit Marianne, schien ihm eine große, körperliche Anstrengung das geeignetste Mittel, sein seelisches Gleichgewicht wiederherzustellen. So wollte er denn wandern, soweit ihn nur seine Füße trügen. Und wie er weiter schritt, stand immer vor seinem Geiste das Bild der schönen, bleichen Frau, die um feinetwillen so namenlos gelitten. Dies Bewußtsein füllte und dehnte ihm die Brust gar selbstam, ihm ward zu Mut, als sei die Welt zu enge, um ihn und seine Weisheit in sich aufzunehmen. Dieser Frau, für die das rasche Blut seiner ersten Jünglingsjahre ihm eine heftige, phantastische Neigung vorgetäuscht, dieser Frau war er das Schicksal geworden! Und wie schön Marianne noch war, ernster, reifer als damals, aber vielleicht noch anziehender durch die Geschichte des Seelenleids in ihren Zügen. Als sie die Rede jener Person berichtet, „nun kann Frau von Droste ja ihren schwebischen Baron heiraten,“ da hatte Schreck sein Herz erfaßt. Ja, das wars! das war seine Pflicht, der einzige Weg zur Ehrenrettung Mariannens, die unfehlbarste Art, ihm die Ruhe wiederzugeben: er mußte ihr seine Hand anbieten. Fiebersehauer rannen fröstelnd durch seine Adern. Eine Empfindung faßte ihn, die selbstam aus Verlangen und Furcht gemischt war.

Wie denn? durfte nicht jeder Mann stolz sein, dem Marianne ihre Hand zu geben sich herbeiließe? Sie war noch schön genug, um sehr begehrenswert zu sein, sie war klug, ein vornehm, wenn auch etwas verbittertes Herz, reich und adlig; der Schatten aus ihrem Ruf fiel ja bei ihm nicht ins Gewicht. Und doch — er konnte sich nicht als Mariannens Gatte denken. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn; er gestand sich nicht, was als unklare Empfindung ihn bedrückte: eine große Scheu vor Marianne, er kam sich ihr gegenüber vor wie ein unsicherer Knabe.

Welche heillose Verwicklung in seinem Herzen! denn im selben Maße, als er sich in diese Scheu hineindachte, ward ihm andererseits die Verpflichtung klarer und zwingender, Mariannens seine Hand anzutragen. Wo war der Ausweg aus diesem Zwiespalt?

Laute Stimmen schreckten ihn aus seinen Gedanken auf; er blieb stehen und sah seitwärts vor sich das Forsthaus und auf dem freien Platz vor demselben eine Gruppe von Menschen, die um einen Holztisch standen und saßen. Seiner war man, da ihn das Getöse am Wege halb verbarg, noch nicht gewahr geworden. So konnte er in Ruhe das reizende Bild beobachten. Rings von den Bergabhängen stieg der grüne Tannenwald hernieder, durchfleckt von den im roten Herbstlaube prangenden Buchenwipfeln. Ein goldigblauer Himmel spannte sich über diesen runden, nach dem See zu offenen Thaleinschnitt, und vor dem Hause gab es die munterste Staffage. Axel Lindström zog sein Skizzenbuch heraus und deutete sich mit raschen Bleistiftstrichen alles an. Die Försterin, in halb ländlicher halb städtischer Tracht, die Arme in die Seite gestemmt; drei Buben in Hemdsärmeln, der Eine mit dem landesüblichen Filzhut, die beiden Andern mit unbedeckten braunlockigen Köpfen; auf der Tischplatte ein

winziges Menschenkind in wollene Tücher von zweifelhaften Farben gewickelt und endlich, mit beiden Händen sich auf die Tischplatte stemmend, das Haupt herabgeneigt zu dem Kinde auf dem Tisch, eine schlanke junge Dame. Nun hob sie das Gesicht — dem Zeichner entfiel der Stift. Es war Mariannens Tochter.

Wie sie lachen konnte, wie frisch und sorgenlos ihr Gesicht dreinschante, wie gut ihr der formlose graue Filz stand und der militärisch hohe Sammetkragen, der den knappen Regenmantel am Halse abschloß. An der Brust trug sie ein Bouquet von farbigen Blättern und weißen Blumen; der Junge mit dem Filzhut hatte einen ähnlichen Strauß in seiner Hutschnur; ohne Zweifel war Ottile mit diesen Kindern im Walde gewesen.

Von dem Gespräch verstand der Lauscher kein Wort, es ward im Dialekt geführt, nur begriff er, daß die Försterin und ihre Buben immer über Ottiliens drollige Versuche, ihre Mundart zu reden, hell auflacht.

So heiter, so jugendfroh, so ohne lange Bedenklichkeiten in der Rede war Marianne auch einmal gewesen. Axel Lindström seufzte tief auf. Es drängte ihn unwiderstehlich, einige Worte mit Ottile zu wechseln. Rasch trat er näher und rief in größerer Bewegung als Ottilien natürlich erscheinen konnte: „Welches Glück, mein gnädiges Fräulein, daß ich Sie treffe!“

„Wieso denn,“ sagte Ottile verwundert auflachend, „haben Sie mir eine eilige Staatsangelegenheit mitzuteilen?“

„Nein, aber ich war bei Ihrer Frau Mama, wurde empfangen, sah jedoch nichts von Ihnen und so fürchtete ich schon, daß Ihre Mama zürne über die Bekanntschaft, welche wir sozusagen auf der Landstraße schlossen,“ antwortete er rasch.

„Nun, allerdings hat sie ein bißchen gescholten,“ sagte Ottile offenherzig, „jedoch da Mama Sie nun empfangen hat, ist die Weltordnung ja hergestellt. Was, Herr Baron, sagen Sie zu diesem Jungen? Es ist mein Pathe, folglich werden Sie ihn galanterweise für ein herziges Ding erklären.“

Dabei hob sie das aufwachsende Kind mit kräftigen Armen hoch in die Luft und ließ es dann in die Arme der Mutter gleiten.

„So!“ sprach sie, „nun ist genug getollt. Ich will noch zur Klamm hinauf und dann heim zur Mama.“

Sie nahm ihren Regenschirm wagerecht unter den Arm und knöpfte sich die Handschuh zu.

„Adjes alle mitkommen. Morgen komme ich wieder und bringe das Kleidchen.“

Sie nickte der Försterin zu, gab dem kleinsten Buben noch einen liebevollen Klaps und ging davon, die Straße weiter und bog links in den Wald ein, wo ein aufgerichteter Pfahl die Inschrift trug: „Weg zum kleinen Wasserfall.“

„Mein Fräulein,“ sprach Lindström, der ihr gefolgt war, jetzt hinter ihr, „Sie müssen gestatten, daß ich Sie begleite.“

Ottile drehte sich um und sah ihn zweifelhaft an.

„Ob Mama das recht wäre?“

„Aber ich bin doch ein Bekannter Ihrer Mama. Und wenn Sie besorgen, den Unwillen der teuren Frau zu erregen, so brauchen Sie ja nichts davon zu sagen,“ beschwor er sie förmlich.

Ottile machte große Augen.

„Heimlichkeiten — ich, vor meiner Mama? Ei Herr Baron, alles was ich thue, sage ich ihr, und da ich immer das thue, was mir just angenehm und unterhaltend scheint, so kommen oft die gräßlichsten Thorheiten heraus. Na, da zankt die Mama eben. Aber, wenn ich ihr etwas verheimlichte, würde die Thorheit ja Schlechtigkeit.“

Er schwieg bestürzt einige Sekunden und fragte dann kleinlaut: „Darf ich also mitgehen? Ich möchte die Klamm gern sehen und kann nicht allein hinfinden.“

Er hatte erst in diesem Moment von dem Vorhandensein einer Klamm durch die Inschrift Kunde erhalten.

Ottile sagte gutmütig: „Nun meinertwegen! Gehen Sie voran. Den Fußpfad rechts. Vorsichtig! die Steine sind schlüpfrig, unter dem welchen Laube verbergen sich Wurzeln. Nur immer rechts.“

Ottiliens Weisungen und Mahnungen, die in längeren Pausen erteilt wurden, waren fürs erste die einzigen Worte, die fielen. Unter dem dichten Jungholz ging der schmale Pfad auf feuchten Felsstufen, die eine halb natürliche, halb künstliche Treppe bildeten, stark gewunden bergan. Ottile glaubte, die Mühe des Wegs benähme ihrem Begleiter die Luft zum Sprechen.

Aber Axel Lindström kletterte wie im Traum voran. Tausenderlei Empfindungen bewegten ihn; die Frage, was für ein Gespräch er zuerst mit dem jungen Mädchen beginnen sollte, war ihm so wichtig, daß er immer ein anderes Thema wählte und verwarf. „Es handelt sich darum, ihr mein Seelenleben verständlich zu machen, da ist jedes Wort das gewechselt wird, von Bedeutung.“

„Nun,“ begann Ottile endlich, „wird's Ihnen auch zu beschwerlich?“

„Ich gestehe, es ermüdet mich. Diese Art Schwierigkeiten, die die Natur mir entgegenstellt, zu überwinden, erfordert nur rohe Kraft, keinen Geist, daher ich die Unfähigkeit nicht verachten, die Fähigkeit zum Überwinden nicht so hoch schätzen kann, als es gemeinhin geschieht.“

Ottile schwieg dazu. Als sie atemlos oben angekommen waren, wo in der dichten Waldfinsternis ein schmaler Spalt im Felsen aufklaffte, den eine leichte Brücke aus Tannenstämmen überbrückte und in dessen Tiefe ein unfern der Brücke herabstürzendes Wasser schäumig tobte, fragte Ottile, den Baron mit leuchtenden Augen ansehend: „Das ist doch schön? Ein bißchen gräulich, aber doch herrlich!“

„Tannen schauern an den Wänden, In der Schlucht der Bergstrom tobt, Winkt als wie mit weißen Händen, Komm, o komm und trinke Trost.“

deklamierte Axel Lindström und fügte hinzu: „Schön — nein! es ist eine gewaltsame und zufällige Formenerscheinung. Ich liebe mehr das freie, kulturbebaute Land, das mir von Menschenkraft, Fleiß und Denken spricht.“

„Wir wollen uns dort auf das Bänkchen setzen,“ sagte Ottile, „ein wenig ausruhen muß man sich. So! und nun erzählen Sie mir, wo und wann Sie meine Eltern gekannt haben. Gefiel Ihnen der Papa? Ach er muß so lieb gewesen sein! Und ich habe ihn so wenig gekannt.“

Es ging wie eine Klage von ihren jungen Lippen. Sein Herz schlug beängstigt, seine Augen schweiften unruhig von ihr ab.

„Damals,“ begann er, „war ich in jenem Alter, wo ich jede impulsive Regung für eine ewige Wahrheit hielt. Obwohl von Natur zur Selbstkritik nicht unbeanlagt, lernte ich diese doch erst später üben, und jetzt, ich darf es sagen, bin ich wie wenige Menschen imstande, meine Seele zu beobachten.“

Das war Ottile im Einzelnen zu hoch, als Ganzes begriff sie ohngefähr, was er wohl gemeint haben konnte.

„Ach so,“ sagte sie, „und jetzt fühlen und denken Sie niemals mehr gradeaus. Das kam mir schon vorhin bei Ihren Bemerkungen über den Weg und diesen Anblick so vor.“

Auf einen solchen Einwand war er nicht gefaßt und schwieg wieder.

„Sie sind wohl nicht verheiratet,“ hub Ottile an.

„Nein — allerdings . . . ich . . . ich wagte bisher nicht, einen so wichtigen Schritt . . . zwei Lebewesen mit verschiedenen Individualitäten . . .“ stotterte Baron Axel.

„Was haben Sie denn für einen Beruf?“ forschte sie weiter.

„Ich bin aus Neigung ein wenig Gelehrter. Indes seit zwei Jahren fesselt mich die Malerei.“

„Also nichts Rechtes, nichts Ganzes. Onkel Lothar kann so etwas nicht leiden,“ sagte Ottile mit der größten Unbefangenheit.

„O mein Fräulein,“ begann er heftig, „eine so sensible Natur wie die meine hat die Pflicht, sich selbst erst ganz zu erforschen, ehe sie sich für ein ganz bestimmtes Geschäft entscheidet, worin sie ihre Belibien sich zum Willen, zur That, reif gähren läßt.“

Ottile sah ihn nachdenklich an. „Sie müssen sehr viel Zeit haben, um sich so mit Ihnen selbst zu beschäftigen. Ist Ihnen das nicht langweilig? Ich finde andere immer interessanter als mich selbst.“ Sie sprang auf.

„Es ist doch kalt hier. Kommen Sie — en avant deux! Aber unten auf der Landstraße wird stramm marschiert. Fest im Takt.“ Nun lief sie voraus und schwatzte dabei in einem fort vom Onkel Lothar, daß er bald komme und was sie dann für Touren machen wollten. Ihr Lachen ging wie ein Lachensjubel unter den Baumkronen hin. Unten auf der Straße stellte sie sich in Reih und Glied mit dem Baron, den sie wie einen alten Bekannten behandelte, kommandierte „los!“ und schritt taktfest mit ihm heimwärts. (Fortsetzung folgt.)

### Die Sommerwohnung.

(Geständnisse des Professors.)

Veröffentlicht von Emil Peschka.

Wenn meine Kollegen im Amte die Überbürde ablegen, oder, um poetisch zu sprechen, wenn der Frühling herum ist, bemächtigt sich meiner Frau eine merkwürdige Unruhe. Dieselbe ist die Folge einer Krankheit, welche um diese Zeit ihren Höhepunkt erreicht, und diese Krankheit ist wieder die Folge der Lektüre von Professor Niemeyers Schriften. Seitdem sie den ersten Blick in dieselben gethan, ist diese einst so charmante und gebiegene Frau Lustanbeterin geworden. Einstweilen begnügt sie sich damit, unser Haus zu einer wahren Luftbadanstalt zu machen, und während ich mich sorgfältig gegen jeden Zug zu schützen suche, öffnet sie dem Winde Thüren und Fenster. Sobald es aber einmal etwas sommerlicher wird, so daß man anfängt, ohne Frostgefühl im Leibe herumzugehen, da ist ihr diese vielgerühmte Luft auf einmal zu schlecht. Sie ist feuerstoffarm, schwül, dumpfig, staubig, sie ermangelt des richtigen Feuchtigkeitsgehaltes, und endlich kommt ein Tag, wo diese geliebte Luft überhaupt keine Lust mehr ist, sondern ein Pesthauch. Das ist mein Stichwort. Ist meine Frau bei dem Besthauch angelangt, dann sage ich, um den häuslichen Frieden zu wahren: „Dann wird es wohl das beste sein, Herzchen, wir ziehen aufs Land.“ Habe ich das gesagt, so fällt mir Auguste um den Hals und erklärt mir, daß ich doch immer die besten Einfälle von der Welt habe. Ich solle nur sehen, was ich für rote Wädchen bekommen werde, denn nichts gehe über reine, frische Luft. Auch Landgerichtsrats seien derselben Meinung und Musikdirektors und — doch das ist ja selbstverständlich.

Also wir suchen Sommerwohnung. Was sind die Fahrten des Odyssens gegen die Aventuren auf solch einer Reise! Wenn ich müde, abgehakt, mit vor Staub und Hitze brennendem Gesicht, mit Kopfschmerzen, die mir die vielen Verhandlungen zuzogen, um endliche Erlösung bete, dann sagt meine Frau wohl: „Die Wohnungen sind schlecht. Aber eine herrliche Luft, nicht wahr? Was du schon für eine Farbe hast! Atme nur auch recht tüchtig!“ Und unverdrossen setzt sie die Wanderung fort. Nach einem halben Duzend Entdeckungsfahrten haben wir gewöhnlich ganz etwas Köstliches — so meint nämlich meine Frau — gefunden, und nun geht es ans Einpacken. Ach, wer beschreibet diese entsetzlichen Tage! Will man einmal ein Glas Wasser trinken, erhält man zur Antwort: „Nicht wahr, Männchen, du trinkst einmal aus der Tasse? Das Ordinaire ist eingepackt und die geschliffenen Sachen sind alle

schon gepunkt und im Schranke.“ Da geht es denn nicht anders, man thut's ja für die Lust, und ein Ende kommt auch hier. Bisweilen kommt es freilich gar lange nicht — so im vorigen Jahre, wo wir eines Tages um fünf Uhr morgens auf unsern Koffern saßen wie Marius auf den Ruinen Karthagos und — das Ende, das heißt den Fuhrmann erwarteten. Es wurde sechs, sieben, zehn, zwölf Uhr — er kam nicht. Als die Erregung meiner Frau den Höhepunkt erreicht hatte, schlug ich ihr vor, den Fuhrmann aufzusuchen. Wir fuhren also in unser Tustulum und fanden unsern Mann auf seinem Acker. „So, gestern hat's g'regnet,“ meinte er, „da brauch' i d' Gäul' zum Acker.“ Alle unsere Vorwürfe störten nicht seine Ruhe und wir mußten uns endlich mit seinem Versprechen zufrieden geben, daß er übermorgen kommen werde. „Da müssen wir eben wieder auspacken,“ bemerkte ich schüchtern. Aber da kam ich schön an! „Auspacken — was fällt dir ein!“ rief entsetzt meine Frau. „Wir werden uns eben einschränken.“ Und so schränkten wir uns ein, aßen aus den Töpfen und schliefen auf dem Fußboden — alles für die Lust!

Glücklicherweise trat kein neuer Witterungswechsel ein, so daß unser Fuhrmann sein Wort halten konnte, und im übrigen verlief alles nach der Regel. Zähneklappernd, in unsere Plaid's gehüllt, erwarteten wir unsere Möbel, die spät in der Nacht ankamen. Von jedem Stück war eine neue Ecke abgeschlagen, wir waren aber doch froh, daß wir endlich alles wieder hatten. Am Morgen konnten wir erst die ganze Verwüstung überschauen, aber was verträgt man nicht für die Lust!

Sie war wirklich brillant, die Lust. Unser Klärchen begann sofort zu husten, so daß unsere erste Bekanntschaft in dem Dorfe der Arzt war. Meine Frau bekam eine Augenentzündung und ich verfügte über eine ganze Sammlung von Rheumatismen. Nun, auch das ging vorüber und nur Klärchens Husten kam immer wieder. Im übrigen bewährte sich die Lust und kräftigte zusehends unseren Appetit. Wenn wir nur etwas Menschliches zu essen bekommen hätten! Wir lebten

endlich fast nur mehr von Milch, Butter und Eiern, um dem stintigen, zähen Fleisch zu entgehen. Als aber die Saison vorschritt, wurde uns auch dieser Lebenswandel erschwert; die Eier wurden so selten, daß man sie fast mit Gold aufwiegen mußte, und so blieb dem Herrn Professor nichts übrig, als auf seinen täglichen Stadtfahrten auch noch — Eier einzukaufen. Und doch entziffere ich lieber die bössartigste ägyptische Zuchtschrift, ehe ich mit meiner Tasche voll dieser gebrechlichen Dinger auf der Eisenbahn fahre.

Doch ich will in der Aufzählung der Sommerfrischleiden wieder summarisch verfahren und zwar will ich mich auf die Ausführung der folgenden beschränken:

- 1) Störung der Nachtruhe durch langesustige Bauernburtschen und unaufhörlich kläffende Rötter.
- 2) Zank mit den Hausleuten, die auf dem Höhepunkt der Saison stets die Entdeckung machen, daß sie ihre Wohnung eigentlich verschentt haben.
- 3) Verunreinigung der im übrigen so brillanten Luft durch allerlei ländliche Gerüche.
- 4) Schattenlose Straßen, so daß einem der Wald ferner rückt als in der Stadt.
- 5) Ungezieser der fabelhaftesten Art, das einem keine ruhige Minute gönnt.
- 6) Regentage — und keine Bibliothek in der Nähe! Man könnte aus der Haut fahren an solchen Tagen!

Siebtentens — aber je weiter ich komme, desto unermesslicher scheint mir das Sündenregister. Soll ich fortfahren? Nein. Überzeugen kann ich doch höchstens den Landgerichtsrat und den Musikdirektor, aber nicht deren Frauen. Wenn sich Frauen etwas in den Kopf setzen, dann sind sie stets Idealistinnen und sie ertragen alle Leiden, sie fühlen sie nicht im Kampfe für das Ideal. — Und das Ideal meiner Auguste heißt: Lust! Deshalb ziehen wir auch diesmal aufs Land, und da es heute nicht geregnet hat, so erwarten wir morgen um fünf Uhr sicher den Fuhrmann . . .

### Eine Wanderung durch die Budapester Landesausstellung.

#### I. Hausindustrie und Frauenarbeit.

„Wir sind ein dekoratives Volk!“ rief unlängst eine geistreiche Dame, als sie unser Ausstellungsgebiet durchschritt, bezaubert von der Schönheit und Originalität der einzelnen Pavillons, die so malerisch in dem Parke verstreut liegen. Der Ausdruck war ein treffender. Ungeachtet Grazie in Bauart und im Arrangement, bewußter Formen- und Farbensinn, der sich unendlich mannigfaltig äußert, charakterisieren diese Ausstellung, die in ihrer Eigenart ein Spiegelbild der kunstgewerblichen Entwicklung Ungarns bietet, wie es getreuer und vielgestaltiger kaum gedacht werden kann.

Auf der flüchtigen Wanderung, die wir nunmehr durch die Ausstellung zu unternehmen gedenken, bitten wir die geehrten Leserinnen, uns freundlichst zu folgen und zunächst mit uns in jenen Pavillon einzutreten, welcher die Produkte der ungarischen Hausindustrie birgt. Außerlich von schmuckloser Einfachheit, überrascht um so mehr die malerische Anordnung im Innern, denn nicht weniger als siebzehn geräumige Bauernstuben, getreue Kopien der Interieurs verschiedener Distrikte Ungarns, mit lebensgroßen Figuren in den betreffenden Volkstrachten, füllen die Mitte desselben.

In malerischer Anordnung umgibt jene Interieurs eine breite, in mehrere schmale Gänge auslaufende Gallerie, und hier, an Wänden und in Schränken, finden wir, was Handfertigkeit und künstlerischer Fleiß nur immer zu schaffen imstande sind. Am vorteilhaftesten nach dieser Richtung hin präsentiert sich uns gleich die Ausstellung der Stadt Békés Csaba. Wir empfangen den Eindruck, als werde die textile Industrie in diesem Ortchen beinahe fabrikmäßig betrieben. Vor allem fallen uns reizende Möbel auf, ganze Garnituren: Sopha



Katzenfrühstück. Nach dem Gemälde von Jul. Adams.

Ach, der jungen Käzchen Leben  
Ist gewöhnlich sehr bedroht.  
Denn geboren sind sie eben,  
Und schon naht ein früher Tod.  
Eh sie noch das Licht genossen,  
Das den Erdbreis schön erhellte,  
Wenn die Auglein noch geschlossen,  
Gehn sie schon aus dieser Welt.

Soll die Köchin doch entscheiden,  
Und die fühlt nur eignen Schmerz;  
Für der Käzennutter Leiden  
Schlägt im Busen ihr kein Herz.  
Fühllos hebt mit starken Armen  
Sie die zarten Kleinen auf,  
Und sie wirft sie ohn' Erbarmen  
In den nächsten Wasserlauf.

Aber wo ein Herz voll Milde  
Leben läßt die kleine Schar,  
Stellt im allerliebsten Bilde  
Sie sich bald den Augen dar.  
O wie nett sind sie zu schauen,  
Schwarz und weiß, gefleckt und bunt,  
Und im Spielen und Mianen  
Wieviel Grazie giebt sich kund!

Wenn, behütet von der Alten,  
Sich die Schar versammelt hat,  
Wenn sie dann ihr Frühstück halten —  
Keiner sieht daran sich satt!  
Denn so hübsch ist nichts auf Erden  
Als die Käzchen, die noch klein,  
Freilich, wenn sie älter werden  
Können sie gefährlich sein.

Alte werden aus den jungen  
Und die kleinen werden groß.  
Wer sein hartes Herz bezwungen,  
O, dem blüht ein herrlich Los.  
Welch ein Überfluß von Käzchen  
Bald zu regen sich beginnt!  
Und im Hause bleibt kein Plätzchen,  
Wo sie nicht zu finden sind.

J. Trojan.



Hochsommer-Moden. (Siehe Seite 292.)

und Fauteuils, mit handgewebten Stoffen überzogen. Eine Garnitur zeigt hellblauen Fond, mit crème- und bordeauxfarbenen Streifen in bordeauxfarbenem Plüsch, eine andere cremefarbene Fond mit schwarzen und blauen Streifen in schwarzen Sammet montiert. Viele sehr schöne, elegante Vorhänge haben helle Fonds und bunte Streifenbessins. Eine Puppe inmitten dieser Kollektion trägt die Tracht der dortigen reichen Bauernmädchen: ein Kleid aus einem eigentümlichen leichten viel-or-farbenen Seidengewebe, das mit punto tirato bedeckt ist. Eingewebte bordeauxfarbene und Goldstreifen erhöhen noch den gefälligen Eindruck dieses Stoffes, aus dem auch reizende Umhänge und Kopftücher, sowie Decken und Sophaschoner in den zartesten Farbentönen gefertigt werden. Sehr schön sind die mannigfaltigen Schärpen und Tücher (ebenfalls zu Schutzdecken und Sophaschonern verwendbar) aus dünnem écru oder weißem Canevasleinen mit sehr feinem punto tirato, Spitzenstichen und langen Franzen, teils glatt, teils buntgestreift oder mit reicher gelb und weißer Flachstickerei in Tulpen- und Zwiebelbessins geziert. Auch prächtige doppelseitige Goldstickerei auf Leinen hat Bekés-Gyaba geliefert, deren authentische nationale Motive endlos variieren. Und welcher Reichtum an Hauswäsche! Blendend weißes Damaststichzeug mit den anmutigsten Dessins, echtleinene Bettwäsche, reizende farbige Kaffeetücher und Servietten, buntgestreifte Küchentücher, sind dicht nebeneinander an den Wänden arrangiert und zeugen von dem unermüdligen Kunstfleiß der echt ungarischen Bevölkerung des Komitates Bekés und seiner Hauptstadt.

Nächst dieser Kollektion ziehen altungarische Leinenstickereien, teils Originalstücke, teils meisterhafte Imitationen, unsere Aufmerksamkeit auf sich. In einigen ungarischen Bauernstuben, wie in der von „Katalaszeg“ in Siebenbürgen, fällt uns die Stickerie der Bettwäsche und Tücher als besonders originell auf. Nicht nur sind die Dessins äußerst charakteristisch: tulpenähnliche Blumen, Vögel mit Blumenköpfen, geometrische Figuren etc., auch die Stichtarten (besonders der punto tirato) überraschen durch ihre Eigentümlichkeit.

Je mehr wir uns den südöstlichen Distrikten Ungarns nähern, desto wärmer wird das Kolorit, desto prächtiger die Zeichnung der Objekte. Die Rumäninnen, Bulgareninnen und Serbinnen Siebenbürgens und des Banats sind wahre Dichterrinnen am Webstuhl und mit der Nadel und handhaben den Rhythmus der Form, sowie die Harmonie der Farben mit echt orientalischer Virtuosität. In ihren Stuben, auf den Wänden, sowie in Schränken sieht man eine Anzahl großer und kleiner Teppiche mit weißem, dunkelrotem oder grünem Fond in mannigfaltigen und originellen Dessins. Dazwischen hängen die langen, franzenlosen Schürzen der Serbinnen und Bulgareninnen, teils in buntem Streifenbessin gewebt, teils auf weißem oder rotem Fond mit blauer und roter Baumwolle ebenfalls in Streifen gestickt, und die „Katrinczas“ (Schürzen der Rumäninnen), diese poesievollen Schöpfungen der Volksphantasie. Am schönsten erscheinen die ganz kurzen Katrinczas aus rotem und weißem Schafwollgewebe, mit Goldstickerei bedeckt. Diese Stickerie ist erhaben und von vollendeter Gleichheit und Glätte, die Dessins ohne Ausnahme silblich und eigenartig. Beinahe meterlange Franzen vervollständigen diese Meisterwerke der Handarbeit.

Dustringes serbisches Leinen, teils glatt mit freppartigem Fond, teils buntfarbig gestreift, füllen hier wieder die Glaschränke. Dieses Leinen sehen wir zu Blusen, Schutzdecken und Tüchern verwendet, mit kunstvoller Gold- oder bunter Flachstickerei, teils von Bäuerinnen selbst gefertigt, teils von civilisierten Händen nachgeahmt. Einige goldgestickte Hemden, Originalarbeiten, sind von blendender Pracht, ebenso mehrere Häubchen und Sammetnieder, deren Stickerie zu den vollendetsten Arbeiten dieses Genres gehört.

In den Rayon der Hausindustrie gehört auch die Kollektion von Stoffen der Gräfin Bethlen-Maurer, jener hochgeborenen Dame, die auf ihrem Landhause Nagh-Selyst in Siebenbürgen gegenwärtig über 30 Webstühle beschäftigt. Was die Gräfin darbietet, sind Portieren, Vorhänge, große und kleine Tischdecken, Schutzdecken, Schürzen aus echtem Schafwollgewebe, mit Gold-, Silber- oder Stahlfäden durchzogen, auf schwarzem oder tiefrotem, blauem, weißem oder orangefarbenem Grunde, in rumänischen Mustern, bunten und glitzernden Metallstreifen oder ausgestreuten, goldverzieren bunten Sternen. Die oft ganz in Silber gehaltenen Streifen durchziehen edle, äußerst mannigfaltige geometrische Motive in bunten, harmonisch abgestimmten Farbentönen, oder aber die Streifen sind schwarz oder farbig und die Sterne und Figuren golden oder silbernen. Sehr lange und dicke Franzen, ein charakteristischer Schmuck, vervollständigen die prächtigen Gewebe, die trotz des gediegenen Materials auffallend billig und hoffentlich berufen sind, nicht nur im In- sondern auch im Auslande die so eintönigen algerischen und tunesischen Produkte zu verdrängen.

Nach flüchtiger Würdigung dieser Kollektion, eilen wir vorüber an mächtigen Ständen gediegenen Hausleins: Handtücher, Tischzeug und Küchentücher, mit hübschen eingewebten Bordüren, welche von der Tüchtigkeit unserer Hausfrauen in der Provinz Zeugnis ablegen, und wenden uns zur Industriehalle, wo der Schrank der Firma J. Fürth unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Besonders auffallend ist die von dem kunstsinigen Grafen Eugen Bichy angekaufte Fensterdekoration, bestehend aus Vorhang und Draperie von dunkelgrünem Plüsch mit reicher Kassmenterie. Die breite Bordüre des Vorhanges ist auf helles Mohleinen gestickt und zeigt eine Guirlande stilisierter Blumen und Blätter, die teils mit abschattierter grüner Filosellseide in Kreuzstich gearbeitet, teils aus Plüsch appliziert sind. Der Effekt der halb aus Plüsch, halb aus Kreuzstich bestehenden Blumen ist ein überraschender. Eine in Plüsch montierte Kaffeetasse verdient ebenfalls besondere Erwähnung. Sie ist auf helles Mohleinen, mit bunter Filosellseide und Gold gestickt und weist nationale Motive auf.

Neben ihr fällt noch ein Kunstwerk, ein mit Flockseide in Flachstickerei auf Plüsch ausgeführtes großes Bouquet (zu einem Tessel oder Duschschirm geeignet) in die Augen, das von wahrhaft vollendeter Anordnung ist.

Von hier nur ein kurzer Schritt und wir stehen vor den Erzeugnissen unserer bedeutendsten Weißwaarenmagazine. Es ist da ein Luxus an Spitzen und Stickerie entfaltet, von dem man schwer einen Begriff geben kann. Seiner besondern Neuheit und Originalität wegen sei hier jedoch ein Tisch Tuch

erwähnt, das die Budapester Firma Kuncz und Mösmer ausgestellt hat. Dieses Prachtstück, das in noch sechs Wiederholungen für den Baron Rothschild angefertigt wurde, ist drei Meter lang, zweieinhalb Meter breit und mit einer etwa 20 Ctm. breiten Bordüre umgeben, die einer altungarischen Leinenstickerei nachgebildet ist. Dieselbe besteht aus großen stilisierten Vögeln in Flachstich, mit mattgelber und grüner offener Seide ausgeführt. Die Vögel heben sich von dem in punto tirato ausgeführten Fond der Bordüre wirkungsvoll ab. Innen begrenzt diesen Schmuck eine schmälere mit roter Baumwolle flachgestickte Bordüre, aus kleinen zweiföpfigen Adlern zusammengesetzt, während die ebenfalls rotgestickte Verzierung des Außenrandes noch schmaler ist und mit einer etwa 18 Ctm. breiten geflochtenen Spitze abschließt.

Und jetzt die Industriehalle verlassen, verfügen wir uns in den orientalischen Pavillon, in dem wir, Dank der wohlwollenden Protektion der Königin Natalie, einen fast erschöpfenden Überblick über die Hausindustrie des serbischen Landes erhalten.

Den Glanzpunkt dieser Kollektion bilden die Teppiche. Namentlich die Stadt Pirot, in der sich beinahe jedes Haus mit Teppichfabrikation beschäftigt, hat wunderschöne Exemplare geliefert, in denen Farbmischung und Ornamentik bis ins Unendliche variieren. Es ist unglaublich, welche Mannigfaltigkeit die orientalische Phantasie entwickelt, ohne jemals die Grenze ihres charakteristischen Stils zu überschreiten. Schürzen, Kissen und Decken, alle zeigen sie pittoreske Originalität, Verschiedenheit der Farbmischung und der Dessins. Lebensgroße Figuren verbildlichen dann die reiche, überaus kostbare serbische Nationaltracht. Auch in Schränken finden wir einzelne Kleidungsstücke, die durch reiche Dekoration überraschen. Namentlich das serbische Jäckchen, das wir Abendländerinnen schon oft in moderner Übertragung entlehnt, ist in vielen schöngezeichneten Exemplaren vorhanden.

Die bulgarische Abteilung des orientalischen Pavillons weist ebenfalls schöne Teppiche auf. Die bulgarischen Frauen sind womöglich noch fleißiger als die serbischen, die textile Industrie scheint ihnen naturgemäß zu sein. In manchen Ortschaften Bulgariens ist jedes Haus eine Fabrik, aus der Teppiche, Schürzen, Tücher, Polster, Stoffe und Kleider von ausgezeichneter Qualität und großer Mannigfaltigkeit hervorgehen. Wie die Serbinnen benutzen sie hauptsächlich den dicht unterlegten, erhabenen Plattstich, den sie mit künstlerischer Sicherheit handhaben. Zur einfacheren Verzierung wird der Kreuzstich und eine Art Häfelstich verwendet, der sehr dicht und effektiv ist. Auch im bulgarischen Saale veranschaulichen Figuren die malerischen Volkstrachten.

Die Türkei hat herrliche Arbeiten geliefert. Vor allem eine Anzahl Teppiche von großer Schönheit und Mannigfaltigkeit. Nur durch eigene Beschäftigung kann man einen wahren Begriff von der Pracht der Tausende herrlicher Gewebe erhalten, die den größten Teil des orientalischen Pavillons tapezieren und seine vielen Divans bedecken. Doch wollen wir nicht länger bei diesem Gegenstande verweilen, um so weniger, als ja die türkische Nadelarbeit weltbekannt ist und wir somit nichts Neues erzählen könnten. Schließen wir darum lieber den heutigen Bericht und sparen wir uns weiteres für einen zweiten auf.

Janka Wohl.

## Russische Küche.

### I.

Wir lieben es allerdings über unsere westlichen Nachbarn zu witzeln, weil diese sich von ihren Reisenden in Deutschland die ungeheuerlichsten Fabeln über Deutschlands Verhältnisse und seine Bewohner erzählen lassen, eigentlich sind wir aber doch um gar nichts besser, als die Franzosen, wenn wir daran denken, daß wir selbst über unseren unmittelbarsten östlichen Nachbar, über den Russen und seine Verhältnisse wenig oder gar nicht informiert sind.

Daß der Russe, außer einer Menge anderer civilisierter Eigenarten, auch eine außerordentlich umfangreiche Küche hat, ist nur wenigen Eingeweihten bei uns bekannt. Dabei erstreckt sich diese Nationalküche nicht auf einzelne Speisen, wie man dies sonst zu finden gewohnt ist, sondern auf die ganze Art der Zubereitung, und die wirklichen Nationalgerichte erscheinen ebenso auf der Tafel des russischen Millionärs als des armen kleinrussischen Bauern.

Beginnen wir mit einem Hauptnationalgericht, dem Stjchi, welcher nichts ist, als eine Kohlsuppe, die aber von der Hütte bis zum Palast in gleichmäßig hohem Ansehen steht und die man aus saurem Kohl, aus frischem Kohl, aus Sauerkraut, nach einer Legion von Rezepten bereiten kann. Ein einziges dieser Rezepte wird wohl genügen: Man kocht fettes Rindfleisch und Schinken, in Würfel geschnitten, mit Pilzen und Lorbeerblättern weich, gießt die Brühe durch, schmort ein Pfund Sauerkraut erst mit Zwiebeln und Pfeffer in Butter, läßt es dann in der Bouillon weich kochen, verrührt einen Löffel Mehl in ¼ Liter saurer Sahne und schüttet diese zu der Suppe, welche mit den Fleischstücken und gebackener Buchweizengrüße serviert wird.

Eine andere sehr beliebte russische Suppe ist die Drosjka, welche kalt gegessen wird. Man bereitet sie aus verschiedenen Arten, aus Fisch, Gemüse, Geflügel, aus Fleisch, und zwar ist die letztere die beliebteste. Man schneidet dazu Reste von Wildbraten, von Hammelfleisch, Kalbfleisch, Rindfleisch, Schinken, Pötelfleisch, geräucherter Zunge in Würfel, bis man ungefähr einen Suppenteller voll hat. Dann fügt man fünf bis sechs kleingeschnittene harte Eier, wüßig geschnittene, frische oder eingelegte Gurken, feingehackten Lauch, Dill und Estragon hinzu, thut alles in eine Suppenterrine, würzt es mit Pfeffer und Salz, gießt ¼ Liter saure Sahne darüber und verdünnt die Suppe mit Kwas. Zuletzt thut man ein Stück Eis in die Terrine.

Der hier erwähnte Kwas ist in jedem Haushalt Russlands unentbehrlich, denn er wird nicht nur zu Suppen und Speisen, sondern auch als vielbeliebtes, erfrischendes Getränk

benützt. Auch zu seiner Anfertigung, welche jede Hausfrau selbst vornimmt, giebt es eine große Anzahl von Rezepten. Eines derselben lautet: 20 Pfund grobes Roggenmehl und eben soviel Malzmehl werden mit kaltem Wasser zu einem lockeren Teige verrührt und daraus Brode von 10 Pfund Gewicht geformt. In diese Brode werden mit den Fingern Löcher hineingedrückt und diese mit Wasser gefüllt, dann schiebt man die Brode in den Backofen und röstet sie schwarzbraun. Man zerbröckelt sie dann in mittelgroße Stücke, legt sie in einen Zuber und begießt sie mit 50 Liter siedendem Wasser, deckt den Zuber mit einem Tuch und einem hölzernen Deckel fest zu und läßt ihn zwei Stunden stehen. Darauf wird die ganze Masse in ein Faß gegossen, welches mit einem Einlegeboden aus kreuzweise übereinander gelegten Latten versehen ist. Dieser Einlegeboden wird mit Stroh bedeckt, damit das aufgeweichte Brod nicht durchdringen kann, worauf man den Kwas mittelst eines unten an der Seite des Faßes angebrachten Hahnes abzapft und wieder durchgießt, bis er genügend geklärt ist. Dann läßt man den Kwas noch 24 Stunden in einem angefüllten Faße stehen, während er in einem neuen Faße mehrere Tage am warmen Ofen stehen mußte, bis er die richtige Säure hat und auf Flaschen gefüllt werden kann. Man bereitet auch den Kwas von Obst oder man setzt dem Mehlkwas Bierhefe hinzu und erhält dann moussierenden Kwas: Kizli Stjchi.

Eine Spezialität der russischen Küche sind die verschiedenen Arten von Pasteten, von denen wir nur die hauptsächlichsten anführen wollen. Die Pirogen sind Pasteten aus Hefenteig, zuweilen aber auch von Radel- oder Blätterteig, mit Füllung von Fisch, Eiern, Fleisch, Sauerkraut, Pilzen u. s. w., welche zum Frühstück oder Mittags vor der Suppe gereicht werden. Die größeren formt man länglich-viereckig oder man treibt aus dem Teig zwei gleichgroße runde Platten auf, bestreicht die eine mit der Füllung, legt die andere darauf, drückt die Ränder zusammen und beschneidet sie mit einem Kuchenrad. Kleine Pirogen macht man aus abgetrockneten Scheiben von Teig, ganz wie unsere Pastetchen oder nach Art unserer Krappen, auch bäckt man sie in irdenen Formen wie Windbeutel.

Wareniki werden aus Kartoffelmehl hergestellt, welches man in siedendem Wasser zu steifem Brei verrührt, den man wiederum über dem Feuer abrennt, bis er sich von dem Kasserol ablöst. Man vermischt ihn dann mit etwas Weizenmehl und Salz und rollt ihn zu messerrückenstarken Kuchen aus, die man in handbreite Streifen schneidet. Auf diese legt man kleine Häufchen einer Füllung von ausgepresstem, mit frischem sauren Rahm und Zucker vermishtem Quarkkäse oder frischen, ausgesteinten, gezuckerten Sauerkirschen, Pflaumenmus u. s. w., schlägt den Teig darüber zusammen, drückt die mit Ei bestrichenen Ränder fest an einander, rädelt mit dem Kuchenrad halbrunde Pastetchen ab, kocht sie zehn Minuten in siedendem Salzwasser und giebt sie dann sogleich zu Fisch, nachdem man sie mit siedender Butter übergossen hat. Die Watrusjki sind ähnliche gefüllte Kuchen, in deren Teig sich jedoch Hefe befindet und die auf einem Blech im Ofen braun gebacken werden.

Die Usjki werden meist zu Suppen gegeben. Man bereitet diese Pastetchen, indem man einen festen Radelteig herstellt, ihn dünn aufrollt und in viereckige Stücke zerschneidet. Auf jedes dieser Stücke legt man etwas Farce von feingehacktem, mit etwas Zwiebel, Pfeffer und Salz in Butter geschwitztem Fleisch oder ebenso geschwitztem, vorher in Fleischbrühe weichgekochten, getrockneten Pilzen, biegt die mit Ei bestrichenen Ränder der Teigscheiben dreieckig zusammen und bäckt die Pastetchen in heißem Schmalz hellbraun oder goldgelb.

Komplizierter ist die Kulebiata. Auch für diese benützt man Hefenteig, aus welchem ein fingerdicker Kuchen gerollt und auf ein mit Butter bepinseltes Backblech gelegt wird. Man bestreicht nun die eine Hälfte des Kuchens mit einem Gemisch von Fischfarce mit Graupenbrei, legt darauf Scheiben von gesalzenem rohen Stör oder Lachs, bestreicht diese Lage wieder mit dem Fischgraupengemisch, schlägt die andere Hälfte Teig herüber und bäckt die ganze Kulebiata bei mäßiger Hitze recht braun.

Die Koldunh, welche als Vorspeise zu harter Bouillon gereicht werden, sind halbmondförmige kleine Pastetchen, deren jedes eine Farcefugel aus rohem Rindfleisch enthält. Mit dieser Aufzählung sind aber, wie bereits erwähnt, diese eigenartigen russischen Gebäcke noch nicht erschöpft. Da giebt es Rosinenbrod, gestottene Krügel, Baranki (Falten-Krügel), Blutkuchen, Kulitsch (Osterbrod), Honigkuchen, Fastnachtsbrode, Plakel-Kuchen u. s. w.

Blini sind eine Art Eierkuchen von Buchweizenmehl, die mit geschmolzener Butter und Kaviar nach der Suppe gereicht werden, Pelmeni en dagegen kleine Kuchen, die mit Fleisch- oder Pilzfarcen gefüllt werden. Pesh sind wallnussgroße, gewöhnlich ungefüllte Bröckchen aus Hefenteig, die in geschmolzene Butter getaucht, in Formen gelegt und in diesen im Wasserbade gekocht sind; auch Pontjki sind kleine Teigkugeln mit Füllung, welche in heißem Schmalz gebacken werden, Dledji sind gebackene Klöße, Dratschena dagegen eine Art Eierkuchen, der mit süßem Rahm gegessen wird.

Das Brod wird in Rußland mit den verschiedensten Zutaten gebacken, insbesondere giebt es zu den Festtagen, deren die russische Kirche bekanntlich viele zählt, stets Roggenbrod mit Sirup, dem überdies Kardamom, englisches Gewürz, Nelken, Ingwer, Pomeranzenschale und Zitronat zugefügt werden. Auch ungefülltes Roggenbrod ist vielfach üblich.

Ein achttes Nationalgericht ist die Hecht-suppe, welche in ganz Rußland gleichmäßig beliebt ist. Um dieselbe herzustellen, schneidet man einen Hecht in mittelgroße Stücke und marinirt dieselben zwei Stunden mit Salz, Pfeffer, Gewürzkräutern, gehackten Zwiebeln, Ingwer und 2 bis 3 Lorbeerblättern. Dann trocknet man sie ab, setzt sie mit 3—4 Liter Wasser an, thut zwei zerschnittene Petersilienwurzeln, 60 Gramm Butter, 4—5 geschälte und geschnittene Kartoffeln, zwei Löffel saure Sahne, 6 Eßlöffel voll geriebenes Weißbrod und eine Prise Salz daran, läßt alles gehörig eine reichliche Stunde kochen, fügt zuletzt noch ¼ Liter saure Sahne, gehackte Petersilie und Schnittlauch hinzu, und würzt die Suppe vor dem Anrichten mit dem Saft einer halben Zitrone und etwas geriebener Muskatnuß.

Anton Obrenovitsch.

### Die Dame als Reiterin.

Von R. v. Steinheim.

II.



ur im Vollbesitz der unerlässlichen körperlichen wie geistigen Erfordernisse, und — nicht zu spät den Lehrgang zu beginnen, diese Anforderung erhebt jede Kunst an ihre Jünger und so auch die Reitkunst. Sie vor allen hält an dem Satze fest: „Früh übt sich, wer ein Meister werden will“; und so muß für die Damenreiterei recht zeitiger Anfang dringend empfohlen werden. Ein zehnjähriges Mädchen von gesundem, durch gymnastische Übungen frei entwickeltem Körper wird mit bester Aussicht auf guten Erfolg beginnen können; bei normalem Lehrgang dürften sich auch alle jene geistigen Eigenschaften an ihr herausbilden, die nun einmal Grundbedingungen für die volle Aneignung der edlen Reitkunst sind: Geduld, Aufmerksamkeit, Ausdauer, Selbstbeherrschung, Gerechtigkeitsgefühl, Mut und Geistesgegenwart. Die Vereinerung sämtlicher körperlicher wie seelischer Eigenschaften liefert das Material für eine musterhafte Reiterin.

Von höchster Wichtigkeit ist selbstredend, daß die Reiterin sich nur eines wohlgeeigneten Pferdes bediene, da von ihm und seinem guten Willen zum großen Teil ihre Sicherheit abhängt. Man wähle nicht zu junge Pferde, da solche noch nicht die Vollenbung der Dressur und die Ruhe des Temperamentes besitzen, welche unerlässliche Bedingung sind. Acht- bis zwölfjährige Pferde, von gesundem Gliederbau und besonderer Tadellosigkeit der Beine, empfehlen sich am meisten. An die Dressur eines solchen Pferdes müssen die höchsten Anforderungen gestellt werden. Das Temperament darf lebhaft, doch nicht hitzig, aufgeregter oder nervös sein; jede Gangart, besonders aber der Schritt, muß rein und cadenciert zum Ausdruck gelangen. Schreckhafte, bodenscheue oder furchtsame Pferde sind absolut auszuschließen. Das Gefühl im Maul des Damenpferdes soll so sein, daß es leicht geführt werden kann. Hartmäulige Pferde lassen sehr bald den Arm der Reiterin erlahmen und werden auf die Dauer so gefühllos, daß die Zügelwirkung gleich Null ist. Eine gesteigert scharfe Zäumung würde dieses Uebel nur vermehren. Die Race des Pferdes ist ziemlich gleichgültig, wenn es den an dasselbe sonst zu stellenden Anforderungen entspricht; doch möchte ich bemerken, daß Blut-Pferde stärkere Nerven, meist auch leichteres Gangwerk haben, als solche gemeineren Schlags, daher diesen vorzuziehen sind. Bei der Auswahl berücksichtigt man selbstredend auch die Figur der Dame, geht überhaupt nicht wohl über die Mittelgröße hinaus.

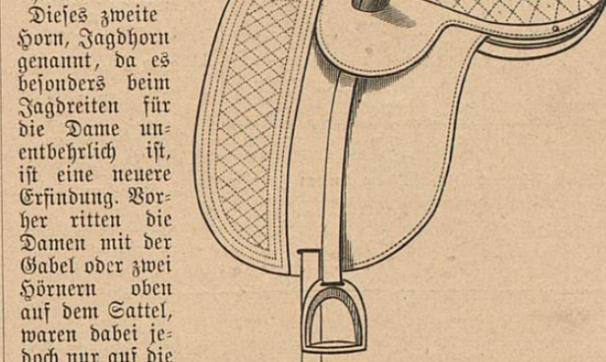
Auf die Equipierung des Pferdes, besonders auf die Zäumung, ist ein ganz besonderes Gewicht zu legen. In neuerer Zeit fangen wir, im Gegensatz zu unsern Voreltern, an, die Pferde so leicht als möglich zu zäumen, und das hat seine dringende Berechtigung. Das Maul ist sehr nervenreich, die beiden Läden, auf denen das Gebiß ruht, sind scharf, wie die Gräte des Schienbeins, jeder Druck wird deshalb schmerzhaft darauf empfunden. Die Zunge, welche diese Läden deckt, ist weich und weniger empfindlich, dient daher gleichsam als Polster für dieselben und schützt sie vor zu scharfer Einwirkung. Im Maul besonders empfindliche Pferde müssen deshalb mit starkem Stahlrohrgebiss ohne Zungenfreiheit\*, mit kurzen Unterbäumen gezäumt werden, ganz besonders, wenn die Reiterin gewöhnt ist, das Pferd fest zu führen. Die feste Führung läßt das Maul mehr und mehr absterben, besonders auf der gebrauchlichen Zäumung mit der Kinnkette, deren eigentümliche Anbringung das Abschneiden der Blutcirculation befördert, woraus wir die Erfahrung gewonnen haben, daß leicht gezäumte Pferde am angenehmsten in der Hand gehen, während das Gegenteil die Angewöhnung mancher für den Reiter unbequemer Unarten zur Folge gehabt hat.

In neuester Zeit ist es sehr beliebt geworden, mit dem sogenannten Parkzaum zu reiten, d. h. ohne Unterleg-Trense und Trensenzügel, was für die Promenade auch genügt. Die Trense ist besonders wichtig, um das Maul zu regenerieren, d. h. durch Annehmen derselben und Nachlassen der Kandarenzügel die Blutcirculation wieder herzustellen, was bei harter Faust von besonderer Wichtigkeit ist, damit die Pferde sich nicht fest ziehen. Das Pferd ist nur in direktem Gehorsam und deshalb leicht zu führen, so lange es auf dem Gebiß laut und schäumt, weil dadurch der Widerstand der Genick- und Halsmuskeln kompensiert wird — es liegt demnach die Kunst der Reiterin darin, es so zu zäumen und zu führen, daß dies stetig der Fall ist. Der hier gestattete Raum ist leider nicht hinreichend, um eingehender dieses so wichtige Thema besprechen zu können, deshalb muß ich mich begnügen anzuführen, wie das Pferd gezäumt wird. Die Reiterin muß sich dabei nicht auf den Stallknecht verlassen, der meistens ein grober Ignorant in dieser Beziehung ist, sondern vor dem Befolgen des Pferdes selbst die Korrektheit der Zäumung und Sattelung prüfen. Das Gebiß der Kandare soll der

tiefsten Einlenkung der Kinnfettengrube gegenüber liegen, die Kinnkette wird, gut eingedreht, daß alle Ringe derselben glatt liegen, so locker eingehakt, daß beim Zügelanzug die Bäume der Kandare einen Winkel von 30—35° mit der Maulspalte bilden. Nur in dieser Lage kommt diese Hebelmaschine zur richtigen Geltung. Wird der Winkel größer, z. B. so, daß die Bäume rechtwinklig zur Maulspalte stehen, so fällt die Kandare durch, kneift nur und hemmt die Blutcirculation — und im Gegensaß, ist die Kinnkette zu fest eingelegt, so daß die Bäume parallel mit der Maulspalte bleiben, so froßt die Kandare, und wirkt zu scharf und schmerzhaft. — Die Unterlegtrense muß mit ihren Kopfenden dicht über dem Kandarengebiß aus dem Maul heraustreten, damit die Lezgenwinkel nicht in die Höhe gezerrt werden. — Als eine für Damenpferde sehr praktische Zäumung kann ich den patentierten Schoenbeck'schen Maulregenerator\* empfehlen, eine Kandare mit Stahlrohrmundstück ohne Trense und Kinnkette, welche letztere durch einen feststehenden Lederriemen ersetzt wird, der jeden Schmerz ausschließt, da auch das Kopfzeug nicht an der Spitze des Oberbaums, sondern am Mundstück selbst eingeschnallt wird. — Diese Zäumung — welche die nebenstehende Figur zeigt — hat in Armeekreisläufen schon viel Beifall gefunden, sieht elegant aus, ist besser als der kniefende Pelham, und ganz besonders bei weichmäuligen Pferden zu empfehlen.

Von kaum geringerer Wichtigkeit als die Zäumung ist der Sattel, der so beschaffen sein muß, daß er für die Dame wie für das Pferd durchaus bequem ist, d. h. letzteres nicht drückt und ersterer einen sichern, sie nirgends zwingenden oder beengenden Sitz gewährt. In erster Linie muß der Sattel deshalb nach dem Rücken des Pferdes gepolstert werden, da eine drückende Stelle dasselbe nicht nur längere Zeit dienstunbrauchbar macht, sondern auch während des Reitens durch den dadurch verursachten Schmerz unruhig und unbequem. Von besonderer Wichtigkeit ist die genügende Länge des Sattels, welche so bemessen werden muß, daß die Dame, wenn sie die Kniee dicht über dem obern Horn hat, noch voll auf dem Rücken und nicht auf dem Rande oder Sattelkranz sitzt; einerseits würde dies das Pferd leicht drücken, andererseits von ihr selber bei längerem Reiten schmerzlich empfunden werden. Der Sitz, welcher genügend breit sein muß, ist, wie der ganze Sattel, mit Schweinsleder überzogen; da dieses aber sehr glatt ist, so thut man gut, einer nicht ganz firmen Reiterin den Sitz des Sattels mit Wildleder überziehen zu lassen, auf welchem sie nicht so leicht rutschen wird. Dem Halt der Reiterin im Quersitz dienen zwei vorn angebrachte Hörner, von denen das eine nach oben gerichtet, als Stütze für das darüber gelegte rechte Bein der Dame dient, das andre, seitwärts eingekrümmt und mit der Krümmung nach rückwärts gerichtet, den Halt für das linke Bein giebt, welches sich mit dem Oberschenkel dicht über dem Knie an das Horn andrückt und durch den richtigen geschnallten Steigbügel in dieser Lage erhalten wird.

Dieses zweite Horn, Jagdhorn genannt, da es besonders beim Jagdreiten für die Dame unentbehrlich ist, ist eine neuere Erfindung. Vorher ritten die Damen mit der Gabel oder zwei Hörnern oben auf dem Sattel, waren dabei jedoch nur auf die Balance angewiesen und kamen beim Sprung oder bei Ungezogenheiten des Pferdes leicht aus dem Sattel, da ihnen jeder wirkliche Halt an oder auf demselben fehlte. Das rechte Horn ist als total überflüssig fortgefallen, die Dame stößt sich leicht daran, und als Notgriff zum Halten bei unvorhergesehenen Bewegungen des Pferdes bringt man besser einen Ledergriff an der rechten Seite des Sattels an, in welchen die Dame im Bedarfsfalle greift. Bei dem Jagdhorn hat man darauf zu sehen, daß dasselbe nicht lang und zu weit geschweift ist, weil dies der Dame beim Englischtrabe hinderlich sein würde und weil das Bein bei einem eventuellen Sturz leicht darin festgehalten werden könnte. Die beiden nebenstehenden Figuren zeigen den Sattel mit den beiden Hörnern und die Lage der Beine der Reiterin auf demselben; aus letzterer kann man namentlich auch ersehen, welche Sicherheit des Sitzes dadurch erreicht wird. — Der Bügel hängt in einer eisernen Krampe vermittelst des Bügelriemens, welcher, dort festgemacht, durch die Bügelöse geht, bis zur Krampe zurück und nun um den Pferdebauch auf die andre Seite des Sattels herumläuft, wo er festgeschnallt wird, damit die Reiterin in der Lage ist, selbst die Länge desselben auf dem Pferde regulieren zu können, da beim längeren Reiten der Bauch des Pferdes „Schwindet“, d. h. dünner wird, wodurch der Bügelriemen sich etwas verlängert, und infolgedessen wieder etwas verkürzt werden muß. Da es bei der Damenreiterei des Quersitzes



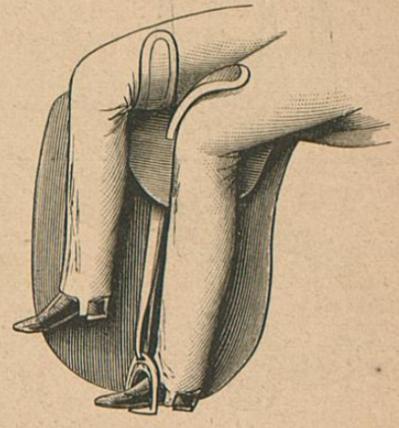
\* Die Zungenfreiheit verwerfe ich von meinem Standpunkte gänzlich, da sie unter allen Umständen nur schmerzhaft wirkt und den angestrebten Zweck nicht erfüllt.

\* Durch den Gossiporer J. Langerhagen, Berlin NW., Marienstraße 9, zu beziehen.

wegen von besonderer Wichtigkeit ist, daß der Sattel durch das Lockwerden der Gurte nicht seitwärts rutscht, es aber andererseits nicht gut ist, wenn die Sattelturte zu fest angezogen werden, so bedient man sich mit Vorteil des „Sattelselbstgurters“.

Es ist dies eine kleine, aus stählernen Spiralfedern bestehende Maschine, welche an die Lederstrippen des Sattels angebracht wird und in welche die Sattelturte eingeschnallt werden. Beim Festziehen der Gurte müssen sich diese Spiralfedern ungefähr einen Zoll ausdehnen, so daß beim Schwinden des Pferdebauches sich die Festigkeit der Gurte von selbst reguliert. — Der Bügel ist, um nicht zu drücken, inwendig mit einem Polster versehen, und damit der Fuß denselben nicht verliert, rät der erfahrene Reitmeister L. v. Seydebrand, nach dem Aufsitzen einen dünnen Gummiring über den Bügel und Knöchel gleichzeitig zu streifen.

Hülfszügel, wie Sprungzügel oder Martignol, dem Pferde anzulegen, vermeide man; in nicht sehr geschickter Hand werden sie mehr, als sie nützen, denn ein Damenpferd soll so beschaffen sein, daß es derselben nicht bedarf. Dagegen kann man ein Vorderzeug auflegen, was nicht nur, besonders auch weißem Gurtband gefertigt, sehr gut aussieht, sondern auch, speziell in hügeligem Terrain, das Zurückschreiten des Sattels verhindert. Das Nachvorschieben desselben darf eine gute Sattellage des Pferdes selber nicht zulassen, ein Punkt, der bei der Auswahl desselben ebenfalls Beachtung zu finden hat. — Damit hätten wir in kurzen Umrissen die Beschreibung der zur Damenreiterei notwendigen Requiriten beendet und werden im nächsten Abschnitt das Adjustement der Dame selber besprechen.

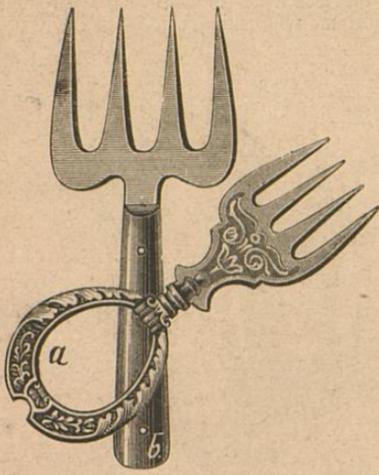


### Aus dem Frauenleben.

\* Deutsches Reich. In der Frage der Haushaltungsschulen ist nun endlich auch in Norddeutschland ein erfreulicher Schritt gethan worden. Von Frau Emilie Fähnle in wurde eine Haushaltungsschule auf ihrem an der Rathenow-Genthiner Chaussee in gesündester Luft gelegenen und mit hübschen Parkanlagen umgebenen Gute Bölkershof eingerichtet. Die gedruckten Prospekte, welche von der Dame allen Interessenten zur Verfügung gestellt werden, bieten eine kurze Übersicht, wie für eine gering bemessene Pension die jungen Damen thätig in allen Fächern des häuslichen Lebens und auch auf dem landwirtschaftlichen Gebiete, so weit es in das Ressort der Frau hineingehört, unterwiesen und zur praktischen Tüchtigkeit angehalten werden, während zugleich durch mehrere, von der Dirigentin gewonnene gute Kräfte Gelegenheit geboten wird, auch eine höhere geistige Ausbildung zu gewinnen. — Eines bedeutenden Aufschwungs erfreut sich diese für das deutsche Volksleben so hochverpflüchtete Institution bereits seit einer Reihe von Jahren im Königreich Württemberg. Zum Zweck besserer Ausbildung in den Schulfächern und sachgemäßer Vorbildung der erwachsenen Mädchen aus ländlichen und bürgerlichen Kreisen in Rücksicht auf ihren künftigen Beruf als Hausfrauen existieren dort fünf sogenannte Haushaltungsschulen, fämtlich auf dem Lande (in Stattersheim, Erbach, Scherzberg, Untendorf und in Herrenberg). Die Organisation derselben bezweckt übereinstimmend, Gelegenheit zur Erwerbung der Kenntnisse und Fertigkeiten zu geben, welche zur guten Führung einer einfachen Haushaltung erforderlich sind, die Mädchen an Reinlichkeit, Pünktlichkeit und Ordnung zu gewöhnen, Geist und Gemüt zu bilden, auch dieselben in den Anfangsgründen der Gesundheits- und Krankenpflege zu unterweisen. Die Zöglinge lernen also insbesondere das Kochen, Backen, Waschen, Bügeln, Putzen, die Milchwirtschaft, Hausgärtnerei und Geflügelzucht, Behandlung der Nahrungsmittel, Behandlung des Weizengetreides und der Kleider; sie werden gründlich unterwiesen im Sticken, Flickern, Stopfen, Häkeln, Weißnähen, Zuschneiden und Anpassen; sie werden vervollkommnet im Rechnen, Schön- und Rechtschreiben, Hausbuchführung und Gesang. Sämtliche Mädchen wohnen in den von großen Gärten und Wirtschaftshöfen umgebenen Anstaltsgebäuden unter Leitung und Aufsicht einer Hausmutter, der einige Lehrerinnen, der Ortslehrer und ein Arzt beigegeben sind. Sie bezahlen für Kost und Wohnung täglich 80 Pfennige bis 1 Mark, und 25—30 Mark für den 6monatlichen Kursus an Unterrichtsgehalt.

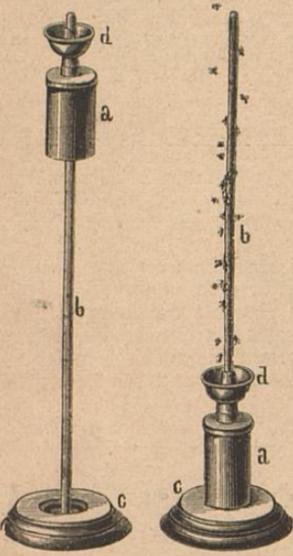
\* Mecklenburg. Der Mecklenburgische Paramentenverein, der, aus meist adeligen Damen bestehend, den Zweck verfolgt, Kirchen mit Paramenten zu versehen, die nach Original-Mustern von den Mitgliedern angefertigt, nicht nur praktischen, sondern auch künstlerischen Wert haben, veröffentlichte soeben eine Arbeitsliste über das im Jahre 1884 Geleistete. Darnach wurden überhaupt vierundzwanzig Kirchen beschenkt. Die Gaben bestanden in 17 Antependien, 13 Kanzelpultdecken, 7 Altarpultdecken, 1 Klingebbeutel, 17 großen leinernen Altartüchern, 10 leinernen Kelchdecken, 2 Taufsteindecken, 1 Leinentuch für Kranken-Kommunionen; 1 Kanzelbehang, 1 Wespertuch, 2 gestickten Teppichen, 3 gewirkten Teppichen, 4 kleinen Korporalien, 2 Antependienkreuzen, 5 Taufschildecken, 4 Taufhandtüchern, 3 Taufdecken, 1 Bibellesezeichen, 1 Gesangbuchdeckel, 2 Polsterbezüge. Der Verein steht unter Protection der Frau Großherzogin Marie von Mecklenburg-Schwerin. Den Vorstand bilden: Frau Gräfin Bassow, Schwester Frau Bassow im Stift Bethlehem, Frau Ministerialrätin Dürchard, Fräulein Hedwig von Gundlach, Fräulein Elisabeth Steinmann (als technische Leiterin der Vereins-Arbeiten), Herr Präpositus Stahlberg in Neukloster und Pastor Wolf in Ludwigslust.

Wirtschaftsplaudereien.



Zwei neue Gabeln. Die elegant ausgestattete Gabel A, mit verziertem Griff und ganz versilbert, bildet eine zweckmäßige Vervollständigung des Tafel-services. Dieselbe wird auf den Brotkorb gelegt und dazu benutzt, die Brotscheiben herunter zu nehmen. B ist eine Küchen-tranchiergabel, mit deren Hilfe man auch die größten Braten festzuhalten vermag, ohne sichtbare Löcher in dieselben zu stechen, sie erleichtert das Tranchieren wesentlich, da der Braten sich während dieser Arbeit nicht verschiebt. Wie unsere Zeichnung darthut, hat die Gabel B 4 flache Haken, welche der größeren Sauberkeit halber vermindert sind, während ein solches gearbeitetes Holzstück die Handhabe bildet. Die Gabel A kostet 5 Mark, die Gabel B 3 Mark und werden beide Gegenstände innerhalb des deutsch-österreich. Postverbandes mit einem Porto-Ausschlag von 50 Pf. franco zugeandt.

Zimmerwählernder Fliegenfänger. Die ladierte Büchse aus Blech A wird mit Fliegenleim gefüllt und über den Stab B bis zum gedrehten Fuß C gezogen, wodurch der Leim selbst auf den Stod übertragen und die Fangvorrichtung hergestellt wird. Ist der Stab voll, so wird derselbe dadurch gereinigt, daß man die Büchse wieder vom Stab abzieht. Der Leim mit den gefangenen Fliegen fällt alsdann in den kleinen, oberhalb der Blechbüchse D befindlichen Aufsatz-trichter D, welchen man abnimmt und seines Inhalts entleert. Büchse und Trichter werden alsdann von neuem aufgesteckt und sobald erforderlich wieder abgezogen. Die Füllung der Büchse erfolgt nach Erfordernis, indem man dieselbe vom Stod abnimmt, den Trichter abhebt und den Leim in die nunmehr offene Tülle hineingießt. Man hat anstatt des häßlichen unsauberen Fliegenstodes in solcher Weise eine gefällige prägnante Fliegenfangvorrichtung, welche mehrere Wochen vorhält, bevor der Leim erneuert wird, während die Fliegenalle selbst Jahre lang benutzt werden kann. Preis 2 Mark.



Hochsommer-Moden.

Siehe die Illustrationen Seite 289.

Das Kleid Abb. Nr. 1 aus gemustertem Zephyr (gelblicher Fond mit buntem Dessin) und abgepaßter Vordrüse besteht in Rock und Überkleid; ersterer ist aus hellgelbem Baumwollentriest hergestellt, mit einer 10 Cent. breiten Plisseefrisur von gleichem Stoff begrenzt und mit einem 400 Cent. weiten, 85 Cent. hohen Teil von Zephyr mit abgepaßter Vordrüse überdeckt. Letzteren hat man an der linken Seite gemäß der Abbildung in Plissee-falten gelegt, je die äußere Falte, sowie den Teil längs des unteren Randes mit 6 Cent. breitem rotbraunem Sammetband ausgestattet und am oberen Rande in Falten gereiht. Das Überkleid ist vorn und hinten gefaltet, auf den Schultern 12 Cent. breit mit eingetäuschtem Stoff besetzt und an der rechten Seite in aufwärts gefaltete Falten geordnet; der linke Seitenrand fällt, einen Zipfel bildend, herab. Für den hinteren Teil fertigt man einen 170 Cent. weiten, 108 Cent. langen Teil, reißt denselben am oberen Rande in Falten, näht ihn dem kurzen Rückenteil auf und ordnet ihn am rechten Seitenrande in zwei tiefe, abwärts gefaltete Falten. Letzteren, sowie den unteren und den linken Seitenrand der Vordrüse hat man mit Vordrüse und Sammetband ausgestattet, das Überkleid mit einem Kragen von Sammet und die unten eingetäuschten Ärmel mit Manschetten von Sammet verbunden; ein Gürtel von Sammetband, dessen Enden vorn ineinander geschlungen werden, sowie Schleißen von schmalem Sammet und Atlasband vervollständigen das Überkleid.

Abb. Nr. 2 zeigt ein Kleid aus dunkelblauer, mit rotem Taffet unterlegter Wollengrenadine und gemustertem Foulard. Den Rock aus Taffet zieren eine 14 Cent. breite Plisseefrisur von gleichem Stoff, sowie ein bis zum oberen Rande reichender, 286 Cent. weiter, 10 Cent. breiter, aus dunkelblauer Lamaspise und gleich breiten Grenadine-streifen zusammengesetzter Bolant, der am oberen Rande in Falten gereiht ist. Außerdem stattet man den Rock mit Garniturteilen von gemustertem Foulard und mit einem hinteren Tunitateil von Grenadine aus. Die Taille aus leichterem Stoff hat man mit einem Laizteil aus Spitze, mit Westenteilen von Foulard, sowie mit einem Streifen von Sammet verbunden und zum Schließen mit Haken und Ösen versehen.

Das Kleid Abb. Nr. 3 ist aus Changeant-Seidenstoff gefertigt. Den 221 Cent. weiten Rock zieren eine 5 Cent. breite Plisseefrisur und sechs je 15 Cent. breite, am unteren Rande angeschlagene, in Falten gereichte Frisuren, denen je eine 10 Cent. breite eingereichte bunte Seiden-spitze aufliegt. Der vordere Tunitateil ist 114 Cent. lang, 145 Cent. weit, am rechten Seitenrande 47, am linken Seitenrande 95 Cent. weit vom unteren Rande entfernt nach dem oberen Rande hin bis auf 65 Cent. Weite abgerundet und an den abgerundeten Seiten, sowie vorn an der rechten, zwei Zipfel bildenden Seite in aufwärts gefaltete Falten geordnet. Den hinteren 108 Cent. weiten, 155 Cent. langen Tunitateil hat man an den Seiten in Falten arrangiert, am oberen und unteren Rande in Falten gereiht, an letzterem nach der Rückseite umgelegt und dem Rock angehängt. Die vorn gefaltete Schnecken-taille ist westenartig mit Spitze überdeckt, mit Blenden von rotbraunem Sammet, sowie mit Spitze ausgestattet.



Mit Abb. Nr. 4 veranschaulichen wir ein Kleid aus gelbem Batist-brocché. Die Garnitur des Rockes aus einfarbigem Batist, der am unteren Rande mit einer 5 Cent. breiten Frisur begrenzt ist, bilden 3 in Falten gereichte Bolants aus Batist-brocché, von denen der untere vorn 39, hinten 73, der zweite 30 und der obere 29 Cent. breit sind; dieselben schließen je mit einer 9 Cent. breiten weißen Spitze ab und werden dem Rock nach Abb. angehängt. (Siehe die nebensiehende Rückansicht.) Die Taille ist mit einem in schmale Plissee-falten geordneten Laizteil von rotem Foulard, sowie mit einer 55 Cent. breiten, 134 Cent. langen, in Falten geordneten Echarpe von Batist-brocché verbunden, die hinten unterhalb des Schoßes zugebalt wird. Zum Schließen der Taille dienen Knöpfe und Knopflöcher.

Abb. Nr. 5 zeigt das Kleid der Abb. Nr. 1 aus dunkelblauer Gamme mit gleichfarbigem Lamaspise und Sammetband garniert.

Das Kleid Abb. Nr. 6 für Mädchen von 4-6 Jahren ist aus rosa Baumwollentriest hergestellt und mit 10 Cent. breiter Spitze, sowie mit Schleißen von 3 und 6 Cent. breitem rosa Atlasband ausgestattet.

Baubercherze für den Familienkreis.

Nachdruck verboten.

Aus der vierten Dimension à la Mr. Slade. Man zeige zwei gleichfarbige Bänder von je ca. 50 Cent. Länge und 2 Cent. Breite vor, lege eine Anzahl Ringe, reihe sie über die Bänder aneinander, lasse je 2 Enden der Bänder von je einem Zuschauer halten, lasse sich dann von den haltenden Personen je ein Band-Ende geben und verknüpfe die erhaltenen 2 Enden zu einem Knoten, welcher die aufgereihten Ringe fest umschließt. Die beiden Enden des gebildeten Knoten gebe man den beiden haltenden Personen zurück. Jetzt bedecke man den Knoten samt Ringen mit einem geliebten Taschentuch, greife selbst mit den Händen unter letzteres und bringe die Ringe zum Vorschein, während die Bänder umverkehrt in den Händen der haltenden Personen verbleiben.

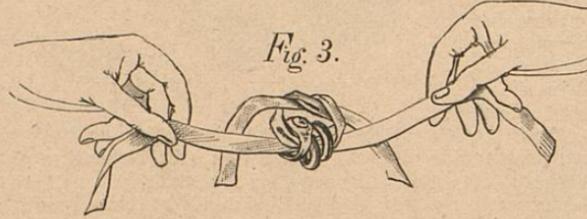
Erklärung. Die beiden Bänder sind wie folgt präpariert. Vor Beginn der Ausführung hat man die beiden Bänder in der Mitte durch eine kleine schwarze Stachnadel (nach Fig. 1) verbunden und die Enden der



Bänder a auf a und b auf b gelegt. Nun zeigt man die so präparierten Bänder, indem man sie in der Mitte ergreift (um die Verbindung zu verdeutlichen) als zwei Bänder vor und zieht jetzt mehrere geliebte Ringe auf dieselben bis zur Mitte, um so die Zusammenfügung zu verhalten. Jetzt lasse man je 2 Enden von je einem Zuschauer halten, sich alsdann von jeder



haltenden Person je ein beliebiges Bandende geben, schürze mit den erhaltenen Enden nur einen Knoten und gebe die beiden Enden an die haltenden Personen in der Weise zurück, daß z. B. diejenige Person, welche nach Fig. 2 das Ende a für den Knoten gegeben hat, jetzt das Ende b zurück-erhält und ebenso umgekehrt. Ist dies geschehen und hat man Ringe samt Knoten mit einem Tuch bedeckt, greift man mit den Händen unter dasselbe,



zieht mit der einen Hand die Nadel aus den Bändern und fängt mit der andern die dadurch frei werdenden Ringe auf, um das Herabfallen derselben zu verhindern. Die Bänder, deren Enden von den mitwirkenden Personen noch immer gehalten werden, erscheinen total umverkehrt und ohne Knoten, und die Überraschung bei Vorzeigung der Ringe ist eine vollständige.

Unterhaltungsaufgabe Nr. 49.

Eine Dame hatte zwei Ringe von verschiedener Gestalt, welche sie beide gleichzeitig zu tragen pflegte, jedoch niemals zwei an demselben Finger und niemals einen am Daumen.

Wieviel verschiedene Arrangements konnte sie machen?

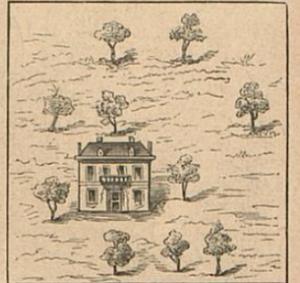
Mathematische Gleichung für Nichtmathematiker.

a x in x n = 2 x 3.

Aufgabe.

Ein von fünf Familien bewohntes Haus steht in einem Garten, der 10 Obstbäume enthält, die wie oben verteilt stehen.

Jede der 5 Familien soll nun ein gleiches Stück des Gartens als Anteil erhalten, wobei in jedem Teil 2 Obstbäume stehen müssen.



Auflösung des Endbuchstaben-Gegensatzrätsels Seite 262. Wind, Plato, Mann, Hahn, Halskette, der, platt, Haus, Kati, dum, Adam, Eva, Patti. Gas, Klein-Boyo, Maki, Mr. Sand, Pauline, jeder, Gotha, Krupp, Kaiser, Ai, Himmel, kontav, Domino, Schiller, grob, Ehre, Essendi.

Donnerst im Mai, So ist der April vorbei.

Auflösung des Rätsels Seite 262. Diebstahl.

Wir bitten dringend, alle auf den Inhalt dieses Blattes begütigen Sendungen und Zuschriften ohne Angabe eines Personennamens zu adressieren:

An die Bazar-Aktien-Gesellschaft Berlin W., Wilhelmstraße 46/47.

Für Rücksendung persönlich adressierter oder unverlangter Sendungen übernehmen wir keinerlei Bürgschaft. Die Redaktion des „Bazar“.

Korrespondenz.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Die Vertilgung der kleinen Hautungeheuer, Warzen genannt, bildet häufig noch den Gegenstand von Anfragen an den Bazar, es dürfte daher eine Zusammenstellung derjenigen Hausmittel, welche ohne Zuziehung eines Arztes bei genanntem Uebel sich wirksam erweisen haben, willkommen sein. Außer den bekannten Beizmitteln, als Höllenstein, Chromsäurelösung, Scheidewasser u. s. w. hat sich besonders ein wiederholtes Betupfen der Warzen mit kristallinischer Karbolsäure bewährt. Zum Schutze der umgebenden gesunden Haut bestreicht man diese zunächst rings um die Warze mit Collobion, reißt die Warze dann mit Wasser und Feile möglichst ab und trägt nun mittels eines zugespitzten Holzstems ein klein wenig von der Karbolsäure auf die Warze auf. Von Zeit zu Zeit reißt man die entstandene hornige Masse ab und bringt aufs neue Karbolsäure auf die Warze. Das Fortgeheißte wächst nicht mehr nach. Ferner wird empfohlen aus frischem ungesalzenem Speck breite Streifen zu schneiden; man belegt damit die Hände abends vor dem zu Bett gehen und zieht alte Handschuhe oder Strümpfe darüber. In spätestens vierzehn Tagen sind die Warzen verschwunden. — Widen sich die Warzen in größerer Menge, so gilt der innerliche Gebrauch von kohlensaurem Magnesia, dreimal täglich einen Theelöffel voll, zwei bis drei Wochen hindurch eingenommen, als außerordentlich wirksam. Die genannten Mittel sind in jeder Apotheke zu haben. — Fr. E. Z. Die Adresse ist richtig. 1/2 Dollar = 2 Mark 17 Pfennige. — Mathilde, Paula in A. Wir haben noch keine Gelegenheit gehabt, die Haarwuchs-Pomade von Anna Gfllag unterzuchen zu lassen, erklären uns aber gerne bereit, dies nach Einleitung einer Originalbüchse zu thun. — J. Z. Die übersendete Salbenprobe enthält ein Quecksilberpräparat, ihre Verwendung ist daher von der Zustimmung des Hausarztes abhängig zu machen. Wir bitten Sie, uns nachträglich noch den Namen des Mittels, sowie Preis und Verkäufer derselben anzugeben, damit auch unsere anderen Leserinnen Nutzen aus der von uns veranlaßten chemischen Untersuchung ziehen können.

Haushalt und Küche. Wie schlägt man Nägel in die Wände, ohne die Tapeten zu beschädigen? In jedem Haushalt ist diese Frage wohl gestellt und selten mit Glück gelöst worden, wenn es sich darum handelt, die Nägel oder Haken da einzuschlagen, wohin man sie gerade haben wollte und ohne viel zu versuchen eine Frage zu treffen. Ein von G. Stelle angegebene exprobites Verfahren ist das folgende: Man bestimme die Stelle, wo der Nagel oder Haken sitzen soll durch Anhalten des anzuhängenden Gegenstandes an die Wand, schneide an dieser Stelle die Tapete freigeigelt ein und hebe die vier Ecken ab; nehme einen Löffelbohrer in der Stärke des einzuschlagenden Nagels oder Hakens, feile die Spitze winkelförmig ab und verleihe die dadurch entstehende grade Kante mittelst einer dreiwertigen Feile mit einigen Zähnen; stecke diesen so vorbereiteten Bohrer in einen Jagen. „Drauf“ (Brustleier) und bohre ein Loch an der bezielten Stelle. Dieser Bohrer bringt ohne besondere Anstrengung selbst in Hinters und Cement ein. In das so gebildete Loch schlage man den Nagel oder Haken; es fällt kein Ritz beim Einschlagen ab; man erspart jedes Probieren, ob der Nagel re. hafter; man verlegt die Tapete nicht und der Gegenstand kommt absolut da zu hängen, wohin man ihn gerade haben will. Das angegebene Verfahren ist auch da anzuraten, wo ein Gegenstand an einer freien Mauerlücke sitzen soll, z. B. bei Gardinenhaltern; durch das leider übliche Einschlagen eines Loches mit dem Steinbohrer wird häufig der Mauerstein an der Ecke gespalten und in seiner Lage gelodert und der Nagel oder Haken wird dann überhaupt nicht fest oder nach kurzer Zeit wieder lose. — Fr. W. in G. Sie wünschen zu wissen, ob man auf leichte Weise verzinnete Kessel, deren Zinnüberzug an einzelnen Stellen schabhaft geworden ist, wieder verzinnen kann. Besser ist es gewiß, die Kessel zur Reparatur dem Kupferfchmied oder Zinngießer anzuvertrauen, inbeffen wollen wir Ihnen eine Anleitung zum Verzinnen geben, die auch der Laie ausführen kann. Zunächst befreit man durch Blauschweuern die betreffenden Stellen von Dind und Grünspan. Dann bestreicht man erstere mit einer Auflösung von 10 Theilen Zinnfals (einfach Chlorzinn) und 1/2 Teil Kremerortartari in 90 Teilen Wasser und reißt nun die angefeuchteten Stellen kräftig mit Zinnpulver (Zinnpulver) ab, wodurch sehr bald ein Zinnüberzug zu Tage tritt. Die Verzinnung ist zwar dünn, haftet aber fest und kann durch Wiederholung des Verfahrens verstärkt werden. Schließlich spült man ab und wuzt mit Schlemmtreibe nach. Dieses Verfahren der Verzinnung kann bei Messing, Schmelde- und Guf-eisen, sowie bei Stahl angewendet werden. — Gelatinisiertes Benzin wird als neues Mittel, Fettflecke aus Zugen fortzuschaffen, empfohlen. Man bereitet es, indem man 120 Gramm weicher Seife in 180 Gramm heißen Wassers löst, der Lösung 30 Gramm starken Salmiakgeist zusetzt, diese Lösung durch Zusatz von Wasser bis auf das Gewicht von 750 Gramm bringt und dann so viel Benzin zusetzt, bis das Ganze 1000 Gramm wiegt. Die erhaltene Mischung stellt eine Gelatine dar, von der ein Theelöffel voll genügt, um mit 280 Gramm Benzin durch Schütteln gemischt das Benzin in gelatinisiertes Benzin zu verwandeln. In dieser Mischung ist das Benzin weniger flüchtig, also nicht so feuergefährlich als reines Benzin und läßt sich leichter handhaben als letzteres.

Bezugsquellen.

Zwei neue Gabeln und immerwährender Fliegenfänger: Postlieferant E. Cohn's Magazin für hauswirtschaftliche Geräte, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

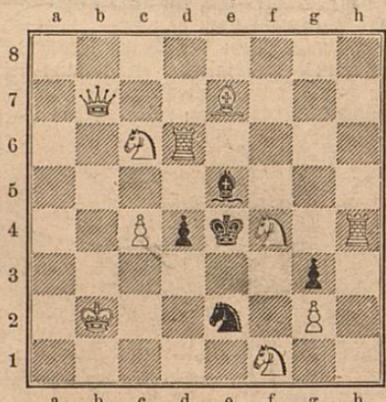
Bum Raten für Alt und Jung.

Schach.

Aufgabe Nr. 157.

Von J. Slater.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 155 Seite 252.

Weiß.

1. Th 7 - h 3.

Schwarz.

1. K d 4 - e 3.

Weiß.

2. S e 3 - d 1 matt.

A.

Weiß.

1. ...

Schwarz.

1. K d 4 - e 5.

Weiß.

2. S e 3 - n e 4 matt.

B.

Weiß.

1. ...

Schwarz.

1. K d 4 - c 5.

Weiß.

2. S e 3 - f 5 matt.

C.

Weiß.

1. ...

Schwarz.

1. L f 3 zieht.

Weiß.

2. S e 3 - g 4 matt.

Rebus.

